Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". 7. Jahrgang des „Protestant".

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und M. Fischer (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.

(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰

Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. Nr. 5. Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin 31. Januar 1903 Bremen.

Inhalt: Der Geist der Liebe. Von K. Lamb. — Ein neuer Reformversuch in der katholischen Kirche. I. Von O. Raupp. — Das Geisteserbe der Reformation im protestantischen Kirchenbau I. — Umschau. — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.

Feuilleton: Besuch im Trappistenkloster Mariannhill bei Pinetown. I. Von G. Borcherding.

Der Geist der Liebe.

2. Tim. 1, 7.

Überall kommen uns persönliche Erfahrungen entgegen von den Segnungen und Heilskräften, die schon der menschlichen Liebe eigen sind — von der Freude des Wohlthuns, von der Lust des Gebens, von der Willigkeit des Dienens, von den Opfern der Selbstverleugnung, von der Kraft der Hingebung, von dem Mut der Treue. So lange Gatten sich ernstlich lieben, Kinder und Eltern innig verbunden sind, Geschwister fest an einander hangen und Freunde treu zu einander stehen, so lange hat auch stets der Segen der Liebesgemeinschaft den Verbundenen das Leben erleichtert und die Pflichterfüllung versüßt. Was zu einem Stein des Anstoßes werden konnte, ist bei Zeiten aus dem Wege geräumt, was Mißstimmungen zu erzeugen imstande war, beseitigt, aber, was die Freude und das Wohlsein vermehren, was den Frieden befestigen und das Glück erhöhen konnte, das ist mit Eifer aufgesucht, mit herzlicher Teilnahme wahrgenommen und mit Sorgfalt gepflegt worden, soweit es die Mittel und die Kräfte erlaubten. Und auch die schwachen Kräfte sind stark geworden durch den Mut der Treue und die geringen Mittel erweitert durch den erfinderischen Scharfsinn der Liebe. Nach Mühe und Anstrengung, nach Opfer und Entbehrung hat niemand gefragt. Die Lust hat die Arbeit leicht gemacht und der Eifer den Mangel ergänzt. Denn die Liebe hat nie das Ihrige gesucht. In der Liebe ist freundliches Entgegenkommen, herzliches Erbarmen, sanftmütiges Zurechthelfen. In der Liebe sucht jeder, was des andern ist und doch zählt keiner, was er für den andern gelitten oder gegeben. Er rechnet ihm nicht vor die Thränen, die geweint, die Thaten, die er vollbracht, die Arbeit, die er übernommen — — nicht die Geduld, mit der er seine Schwächen getragen, nicht die Kraft, mit der er um sein Wohl gerungen, nicht die Opfer, mit denen er sein Glück erkauft. Wer je geliebt hat, weiß, wie uneigennützig echte Liebe ist. Und wer jemals Liebe empfing, der hat auch erfahren, daß aller Wert der Liebe nicht in der Größe und Beschaffenheit ihrer einzelnen Erweisungen, sondern in der Kraft und Schönheit ihres eigenen Lebens liegt, in dem Geist der Liebe, der mit seiner Klarheit, Kraft und Glut ein Himmelslicht auf unsere Wege und ein göttliches Feuer in unsere Herzen wirft. Dieser feurige Liebesgeist brennt die natürliche Selbstsucht aus unserm Herzen weg und treibt dadurch die Furcht hinaus, welche mit der Selbstsucht unzertrennlich verbunden ist. Der Selbstsüchtige findet überall Veranlassung, sich zu schonen und zu scheuen und fürchtet doch zugleich nichts mehr als eine Aufdeckung seiner selbstsüchtigen Natur. Seine Lippen können von Beteuerungen des Mutes, der Ehre und der Kraft, von Gelübden der Hingebung, der Liebe und der Treue überfließen — aber der innere Widerspruch seiner bösen Natur nimmt eines mit dem andern wirkungslos hinweg. — — Wer darf sagen, er sei völlig von seinem schlimmen Selbst erlöst und gänzlich frei geworden von allen Regungen des Ehrgeizes, des Eigennutzes und der Eitelkeit? Treten nicht in unserem menschlichen Verkehr und gegenseitigen Liebesleben die schmerzlichsten Störungen aus diesem dunklen Grunde erschreckend und verletzend und oft unter Umständen und in Umgebungen auf, wo wir dergleichen gar nicht ahnen? Ja — würde unsere menschliche Liebe nicht längst verwildert und verdorben sein, hätte es für sie nicht eine Reinigung und Erleuchtung, eine Erneuerung und Heiligung gegeben? In Jesus Christus haben wir das Vorbild einer Liebe empfangen, wie sie niemand größer haben kann. Aber nicht bloß eine kräftige Anregung zu neuen Versuchen des Wandelns auf dem königlichen Weg der Liebe ist uns zuteil geworden durch die Predigt von der Liebe, sondern die Liebe Gottes selbst ist ausgegossen worden in unsere Herzen durch den Geist Jesu Christi, durch den Heiligen Geist. In diesem Geist der Liebe, den uns Gott gegeben, müssen wir uns stets erneuern, damit das Feuer, welches er in unseren Herzen entzündet, nicht erlösche und sich auch an uns erfülle das Wort des Dichters:

„Niemand ist glücklich als der Liebende,
Noch glücklicher, wer sich in Liebe müht,
Am glücklichsten, wer seiner Liebe Lohn
Im Andern froh und unerkannt genießt." — —

Germersheim a. Rh. K. Lamb.

Ein neuer Reformversuch in der katholischen Kirche.

I.

Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß alle Dinge den Keim zu ihrer Besserung in sich selbst tragen oder daß alles Verkehrte an sich selbst zu Grunde gehen muß. So erheben sich denn auch gegen die Überspannungen und Übertreibungen der römischen Kirche die Widersprüche im eigenen Lager. Eine Stimme um die andere wird laut und mahnt zur Besinnung, zur Einkehr und Umkehr. Der kraftvollsten eine, wenn nicht vielleicht die kraftvollste, ist der Lycealprofessor Dr. Otto Sickenberger in Passau. Er hat bei Lampart & Komp. in Augsburg eine Schrift drucken lassen mit dem Titel: „Kritische Gedanken über die innerkirchliche Lage." Das Titelblatt enthält noch den besonderen Zusatz: „Vorgelegt dem

katholischen Klerus und den gebildeten Katholiken Bayerns." Der Verfasser wagt in der Schrift ein großes Werk: er appelliert an die Vernunft! Nicht an den gesunden Menschenverstand im engeren Sinn des Wortes, sondern vielmehr an die ewigen und unverletzlichen Gesetze der Vernunft im allgemeinen. Wer die Geschichte und das Wesen der römischen Kirche einigermaßen kennt, weiß, wie wenig von gutgemeinten Ratschlägen nach dieser Seite hin zu hoffen ist. Es scheint vielmehr, daß die nun einmal herrschende Art des religiösen Denkens sich völlig ausleben wolle und daß die Verhältnisse mit Naturnotwendigkeit zuerst zum Zusammenbruch reif werden müssen. Gleichwohl ist es hocherfreulich, daß aus der Mitte der verkehrt geleiteten Gemeinde immer wieder ein Wackerer sich erhebt, um die Ideen des Rechten, Einfachen, Klaren und Gesunden zusammenzufassen und einen Weg zu zeigen, auf dem man nicht nur von schädlichen Lasten sich befreien, sondern auch zur Gemeinschaft mit denen zurückkehren kann, die einer andern Konfession angehören. Vielleicht ist es doch noch nicht zu spät und läßt sich erhoffen, daß doch wenigstens in der Menge der Gebildeten eine bessere Einsicht Platz greift und ein Teil des Klerus sich zu einem freien Wort aufrafft, wenn auch die Kirche als solche die Decke nicht von ihren Augen und den Eigensinn nicht aus ihrem Herzen nehmen wird.

Sickenberger hätte seine Schrift gewiß nicht geschrieben, wenn der Gedanke ihn beherrscht hätte, daß doch nichts mehr zu helfen sei. Auf jeden Fall ist er von dem Glauben daran erfüllt, daß ein ernstes und ehrliches Wort, welches mit der Sache, nicht mit Personen sich beschäftigt, Beachtung sich erzwingen werde auch bei denen, die von ihm aus alten Gewohnheiten und eingefleischten Irrtümern aufgerüttelt werden. Und er mag erwarten, daß der Schmerz, der angesicht so vieler unvernünftiger Gepflogenheiten innerhalb seiner Kirche ihn bewegt, auch noch in manchen anderen verwandten Seelen mitempfunden werde. In dem Bewußtsein davon, wie man in der römischen Kirche mit den unbequemen Tadlern umzuspringen pflegt, mag er wohl lange genug gezaudert haben, bis er dann die schwere Klage und Anklage hinausgab: „Wir denken nicht, wir denken nicht richtig, ja wir haben uns des Gebrauchs der praktischen Vernunft geradezu entwöhnt. . . . Blind und gedankenlos wirken wir und handeln daher so oft verkehrt und erfolglos. . . . Wir vergraben eine der höchsten Gaben Gottes in der Ordnung der Natur: Das natürliche Licht des menschlichen Geistes." Daß er den gefährlichen Schritt der Veröffentlichung seiner Gedanken trotzdem gethan hat, das nötigt uns alle Hochachtung vor ihm ab, und wir können ihm nur wünschen, daß die Stillen im Lande, die wie er unter dem lästigen Druck des Unvernünftigen leiden, auch einmal Männer sind und ihn durch ihren Beifall gegen den Vorwurf der Verrücktheit in Schutz nehmen.

Daß innerhalb der „ganz Ächten" die Ausführungen Sickenbergers hellen Zorn hervorgerufen haben, läßt sich leicht begreifen. Denn er macht recht gründliche Arbeit; und nachdem er die Forderungen der praktischen Vernunft im ersten Teil mehr nüchtern und trocken aufgestellt und begründet hat, rückt er mit ihnen den von ihm erkannten Versündigungen an der praktischen Vernunft tapfer zu Leibe. Da mögen freilich manchem, der sich in die Unantastbarkeit des Hergebrachten hinein verrannt hat, die Haare zu Berg steigen. Es ist entsetzlich! Sickenberger begeht das Verbrechen, gerade diejenigen natürlichen Kräfte wieder in ihre Rechte einzusetzen, die in der römischen Kirche um der Unantastbarkeit des Systems willen stumm gemacht worden sind. Die Vernunft, so oft mißhandelt, erhebt er zu einer sogar übernatürlichen Größe. Das theoretische Denken läßt er durch Teilnahme an den Dingen des Glaubens an Gewicht gewinnen. Wer Tugend erlangen will, muß gerade zu diesem Zweck sein natürliches Wissen ausbilden und benützen. Niemand darf blind darauf los Fehler machen und dann Gott zumuten, den Schaden wieder auszugleichen. So käme man ja zum moralischen Stumpfsinn. Es klingt fürchterlich rationalistisch für ein verbildetes Ohr, das nicht mehr zu achten gewohnt ist auf das kleine Einmaleins des einfachen, gesunden Menschenverstandes. Sickenberger nennt deswegen seine Sätze auch schlichtweg Binsenwahrheiten, die aber Zentnergewicht besitzen. Denn ihre Vernachlässigung hat das große geistige und moralische Elend innerhalb der katholischen Kirche auf dem Gewissen. Sickenberger hält die herrschenden Schäden für so bedenklich,

---

Besuch im Trappistenkloster Mariannhill bei Pinetown.

I.

Wir hatten ja längst die Absicht, dem oft genannten Kloster einen Besuch abzustatten, waren jedoch durch Abhaltungen mancherlei Art bisher daran gehindert worden. Zufällig machten wir bei einem Besuch auf dem zur Zeit in Durban liegenden prächtigen Dampfer „Bürgermeister" der Deutsch-Ostafrikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft die Bekanntschaft des Schiffsarztes. Selbiger hatte eine Einladung von einem mit dem Schiff herausgekommenen Pater erhalten, das Kloster zu besichtigen. So verabredeten wir uns sofort, die Sache gemeinschaftlich zu machen und setzten Sonnabend, den 15. November fest.

Wir waren unserer drei, als wir uns in dem geräumigen und sauberen Bahnhof Durbans trafen. Ein guter Freund von mir, Hamburger, mit photographischem Apparat ausgerüstet, der Schiffsdoktor und ich selber. Das Wetter war vorzüglich, durchaus nicht zu warm, und so gestaltete sich die etwa einstündige Fahrt nach Pinetown zu einer sehr genußreichen. Die Kolonie Natal verdient in jeder Beziehung wegen ihrer Fruchtbarkeit und Schönheit der Garten Südafrikas genannt zu werden. Die Bahn steigt durch freundliche Villenvorstädte allmählich in welliges, parkartiges Hügelland auf, welches bis zu 1000 Fuß Höhe das ganze Jahr im einzigsten Grün prangt. Die Ausblicke, die sich auf der Fahrt bis Pinetown bieten, sind mannigfaltig und stets prächtig! Die Stadt selber liegt schon 1125 Fuß über dem Meeresspiegel und gestattet noch einen letzten Blick über die grünen Berge, auf die Stadt Durban, Port Natal, den Bluff und darüber hinaus aufs endlose Meer.

In der Nähe von Pinetown liegt auch die größte der deutschen Ansiedlungen in Natal — New Germany — die sich trefflich entwickelt hat. Leider konnten wir den Besuch der Ansiedlung mit dem des Klosters nicht vereinigen, da die Entfernungen für einen Tagesausflug zu groß sind. — Nach ca. einstündigem Marsch auf gut angelegter Straße über Berge und durch liebliche Thäler sahen wir die aus roten Ziegelsteinen aufgeführten Gebäude des Klosters liegen. Daß wir jetzt in eine sorgfältig kultivierte Gegend hineinkamen, wurde uns bald klar. Vortreffliche Weinanpflanzungen erstreckten sich über weite Felder, auf das sorgfältigste gepflegte Obstbaumanpflanzungen lagen zu beiden Seiten der Straße, es schien uns, als beträten wir plötzlich eine der fruchtbarsten Gegenden, welche an sanften Hügeln den Feldbau und in weiten Thalflächen die Viehzucht begünstigte. Alles schien in größter Fülle, alles bebaut mit einer peinlichen Sorgfalt, alles auf das trefflichste arrangiert. Hier und da sahen wir Brüder an der Arbeit, die mit leichter Neigung des Hauptes uns freundlich grüßten. Da wir einige auf einem hohen Hügel gelegene bedeutende Gebäude für das Hauptkloster angesehen, hatten wir uns dorthin gewandt und klopften an die Thür des dem Hauptportal gegenüber gelegenen Gebäudes an. Sogleich wurden wir von einer Schwester auf das freundlichste begrüßt und, nachdem wir unser Begehren vorgebracht hatten, darauf aufmerksam gemacht, daß das gegenüberliegende Kloster dasjenige der Schwestern sei, während die Brüder in einem weiter unten gelegenen Kloster wohnten. Für einen Augenblick verschwand sie im Zimmer, kam dann sogleich wieder zum Vorschein, um uns auf das lebhafteste und fröhlichste zum Eintritt einzuladen. Im Zimmer befand sich ein weltlicher, katholischer Priester, ein älterer Herr, der uns ebenfalls herzlich willkommen hieß und sofort einlud, niederzusitzen. Während wir uns vorstellten und den Zweck unseres Besuches erklärten, hatte die herzensvergnügte Schwester geschäftig den Tisch gedeckt, und in kürzester Zeit erfreuten wir uns an einem trefflichen deutschen Mittagsmahl. Ich konnte nicht umhin, die vorzügliche Zubereitung zu erwähnen. „Vergessen Sie nicht,

daß er die Frage, ob eine zweite Reformation noch verhindert werden kann, nur mit einem Vielleicht beantwortet. Der besorgte sittliche Ernst, mit dem hier die Quelle aller Übel am eigenen Ich gesucht wird, berührt sehr wohlthuend gegenüber jener bodenlosen Heuchelei, die immer nur die bösen Draußenstehenden verantwortlich machen will: Liberalismus, Freimauerei u. dergl. mehr. Wenn jemand mit der Gesinnung des Zöllners seine Glaubensgenossen zur Buße auffordert, hat er freilich Ursache, pessimistisch gestimmt zu sein. Die katholische Kirche ist in der Kunst, einem Reformationsbedürfnis die Thüre zu weisen, immer besonders groß gewesen.

Im ersten, theoretischen Teil sehen wir nur das Wetterleuchten. Aber im zweiten, praktischen, brichts dann los! Oder vielmehr, Sickenberger schreibt in aller Ruhe und Leidenschaftslosigkeit. Aber er wartet so sehr mit Thatsachen auf und stellt sie so überzeugend in das rechte Licht, daß es für den bisherigen priesterlichen Unfehlbarkeitsdünkel peinlich genug sein muß. Was von protestantischer Seite gegen das katholische Erziehungswesen eingewendet wird, das spricht der katholische Kritiker auch aus, und man wundert sich nur, daß es auf katholischem Boden überhaupt jetzt erst ausgesprochen werden muß und nicht schon längst von den Einsichtigen, die noch unverkünstelt und natürlich denken können, mit allem Nachdrucke gefordert worden ist.

Sickenberger redet zunächst von der Familie. „Wir, die Faktoren der Kirche, die Erzieher des Volkes, thun fast gar nichts dafür, daß unsere jungen Väter und Mütter gute Erzieher ihrer Kinder werden können." „Ein einziges Buch, welches die jungen Eltern über die Erziehung der Kinder unterrichtet, wäre mehr wert, als all die vielen Predigtwerke und Marien-, St. Josephs- und Herz-Jesu-Andachtbücher, welche unseren Markt von Erbauungsbüchern überschwemmen." Im weiteren wendet er sich gegen die Pensionate, weil die Töchter zu sehr der Häuslichkeit und der individuellen und mütterlichen Erziehung entzogen werden. „Wie selten sind jene Erzieherinnen selbst im Ordensstande, welche die Mutter zu ersetzen vermögen." Ferner ist er schlecht auf die eingeschlechtige Erziehung zu sprechen. „Jedes Geschlecht, für sich allein erzogen, potenziert die Eingentümlichkeiten seiner Geistes- und Gemütsanlagen im Übermaß, und kein Mittel der Erziehung kann das hindern."

Folgt Schule und Lehrerstand. „Ein frommer, christlicher Schulmann ist an der Spitze eines Lehrerseminars besser am Platz als ein Priester, dem nur zu leicht durch die schulmäßige Strenge oder immer vorkommende pädagogische Fehler die Liebe eines Schülers verloren geht und in ihm zugleich seinem Stande." — Katechese. „Durch den ganzen Katechismus hindurch zieht sich die schwerfällige und abstrakte Form der Antworten, welche der Natur des kindlichen Geistes, der pädagogischen Technik und den Gesetzen der Psychologie geradezu Hohn sprechen." Nötig sei die Kenntnis der Psychologie, Pädagogik und Katechetik. „Wird diese Kenntnis unseren Katecheten gegeben oder auch nur möglich gemacht? Ach, man weiß es!" Statt dessen „sind die Einrichtungen der klerikalen Erziehung dazu angethan, um die Kandidaten des Priestertums dem Leben der gebildeten Stände zu entfremden, sie von dem Ideen- und Interessenkreise, von den Bildungsmitteln und -elementen derselben fern zu halten." — Litteratur. „Es entsteht die schwere Gefahr, daß der höheren Altersstufe, wenn ihr die Religion nur in der kindlichen Form der Bücher der früheren Stufe entgegentritt, dadurch die Religion selbst als kindlicher und überwundener Standpunkt erscheine." „Ein dritter Fehler ist die Begünstigung der frömmelnden Litteratur. Jedes Ding hat sein Maß und seine Exzesse, und so auch die Frömmigkeit." — Gnadenmittel. Diese sollen ohne den moralischen Zwang des Befehls und der Kontrolle von den Kindern genossen werden. Die bloße Ermunterung sei genügend.

Mundingen, Baden. O. Raupp.

Das Geisteserbe der Reformation im protestantischen Kirchenbau.

I.

Die reformatorischen Ideen über Gotteshaus und Gottesdienst.

Luther ist der Prophet der deutschen Nation. Jede Beurteilung seines Lebenswerkes wäre unzulänglich, die seine Be-

---

junger Freund," versetzte der freundliche Priester, „daß Sie deutsche Küche vor sich haben, deutsche Küche." — Und die Bemerkung war sehr berechtigt; es war wieder einmal deutsche Küche und darum mundete es uns so prächtig nach dem ewigen Einerlei von beef und mutton und mutton und beef. Die Unterhaltung drehte sich sofort um Gegenstände, welche nahe lagen; und „unser Vater," wie ihn die stets geschäftige und lebhafte Schwester, die aus dem Württembergischen stammte, nannte, erzählte viel von der ernsten und stetigen Arbeit der Trappisten hier draußen, welche Mühe und Sorge es gekostet hat, das Land urbar zu machen, und wie sie stolz darauf sind, daß alles, was das Auge erschaut, eigener Hände Werk ist! Von einer einfachen Wellblechhütte ist der Weg gegangen bis zu den solide gebauten Wohn- und Arbeitshäusern der Brüder und dem malerisch gelegenen Kirchlein bei der nimmer rastenden Mühle! — Mehr wie 600 Väter, Brüder und Schwestern unterweisen hier die Eingeborenen in Religion und Handwerk und „unser Vater" bemerkte mit Stolz: „Wenn Sie nachher gesehen haben werden, was unsere Kaffernknaben hier verrichten, so werden Sie nicht mehr verächtlich von den „dummen Kaffern" reden!" Nach der Mahlzeit brachen wir sofort auf und gingen unter Leitung des Geistlichen nach der eine halbe Stunde Wegs entfernten, im Thale wunderbar lieblich gelegenen Mühle! — Der Weg führt bergabwärts, Felsgestein aufsteigend zur Linken und tiefe Abhänge, bewachsen mit einem Pflanzenreichtum sondergleichen, zur Rechten. An mehr denn einer Stelle bot sich weite sonnige Schau über die endlosen Hügelketten und wechselnden Thäler. Hier machte uns unser Führer auch auf den Entwicklungsgang afrikanischer Kultur aufmerksam. Im Thal lag Geröll, Felsgestein, von dichtem Gebüsch überwuchert, — Wildnis! Auf der Mitte des gegenüberliegenden Hügels war die Grasfläche strichweise abgebrannt, — das erste und primitive Mittel der Eingeborenen, anbaufähiges Land zu schaffen, in der Ferne auf hohen Hügeln die leuchtenden Gebäude der Trappisten mit den wohlangelegten Gärten und den gut gepflügten und trefflich bestellten Feldern im weiten Umkreis. Auf dem Wege zur Mühle trafen wir auch einen Professor mit seinen Schülern, die im lebhaften Gespräch begriffen schienen und tief grüßend an uns vorübergingen. Das Gebot des Schweigens erstreckt sich auf die Trappisten nur insoweit, als sie unter sich zu schweigen haben, genau wie es den Arbeitern einer großen Fabrik nicht ansteht, während der Arbeit zu plaudern! — Bald näherten wir uns der Mühle, und zum ersten Male seit langem hörten wir wieder das Rauschen eines Bächleins — wir brauchten nur die Augen zu schließen und die Illusion war da — wir befanden uns in den lieblichen Bergen der Heimat und hörten dem murmelnden Quellflüßchen zu! — Die Besichtigung der Mühle, die geräumig und solide aufgebaut ist, geschah unter der Leitung eines Bruders, der einer in der Mühle befindlichen Druckerei vorsteht. — Weiß nicht, ob gerade wir die frohen Menschen trafen, jedenfalls war auch er von einer Heiterkeit des Wesens, wie ich sie selten gefunden habe, und mehr wie einmal klang fröhliches Lachen durch die Mühle! — Die Druckerei war nicht groß, aber gut ausgestattet und wir fanden hier bereits verschiedene Kaffernknaben an der Arbeit; sie sortierten die Buchstaben und lernten das Setzen. Unser freundlicher Bruder meinte aber doch, sie seien gar faul und mit dem Schaffen wolle es nicht recht vorwärts! — Die Mühle mahlt sämtliches Korn für den Bedarf des Klosters und der Zweiganstalten, und besitzt ein großes separates Gebäude zur Lagerung des gemahlenen Mais, der durch eine sinnreiche Vorrichtung in beständiger Bewegung gehalten wird, um das Warmwerden zu verhindern. Prächtige Gärten und Gemüseanlagen umgaben das Haus und auch hier zeigte sich die Gastfreiheit der Brüder aufs neue.

G. Borcherding.

deutung als erschöpft ansehen wollte mit dem, was er für seine Zeit geleistet, thatsächlich durchgesetzt und vollbracht hat. Luther war vielmehr eine durch und durch prophetische Persönlichkeit. So groß er auch heute noch dasteht als der Erneuerer des christlichen Glaubenslebens, der Begründer unserer teuren evangelischen Kirche, der Dolmetscher des heiligen Bibelbuchs für unser deutsches Volk, der Schöpfer unserer neuhochdeutschen Schriftsprache — fast größer noch ist unser Luther durch die Ideen und Ziele, die er ausgesprochen und aufgestellt, um damit den künftigen Jahrhunderten neue Aufgaben für ihr Streben und Schaffen vorzuzeichnen. Schon in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation (1520) hat er als Ideale zukünftiger Entwickelung gefordert: in kirchlicher Beziehung eine Kirchenverfassung, die auf das allgemeine Priestertum begründet nur ein aus diesem hervorgehendes geistliches Amt, nicht als weltlich geartetes Regiment, sondern nur als Dienst am Wort und den Sakramenten anerkennen sollte; in staatlicher Beziehung die volle Gleichberechtigung des Staates neben der Kirche und die Ausdehnung der Staatsgewalt über alle, auch die geistlichen Glieder des Gemeinwesens; in nationaler Hinsicht die Errichtung eines selbständigen, durch keine trügerischen altrömischen oder päpstlichen Beziehungen verdorbenen deutschen Reiches und Kaisertums. Haben diese drei großen Ideale erst im Lauf der letzten Jahrhunderte, ja zum guten Teil erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunders ihre Verwirklichung gefunden, so werden wir uns nicht wundern, bei Luther auch auf anderen Gebieten prophetischen Ideen zu begegnen, in Fragen, deren Lösung seine Zeit naturgemäß noch garnicht in Angriff nehmen konnte. Hierzu rechne ich vor allem die gewaltige Aufgabe für die im geistigen Sinne neuerbaute evangelische Kirche nun auch neue Bauwerke zu schaffen, die das passende und würdige Gefäß für die in der Reformation neuerweckten geistigen Kräfte des Glaubenslebens werden konnten. Aber noch 1883, im großen Luther-Jubiläumsjahre, hat Dekan Lechler ausgesprochen: „Die heilige Baukunst ist ein wahres Stiefkind der Reformation geblieben" — ein Urteil, das in seiner vernichtenden Schärfe auch heute noch die weitesten Kreise der evangelischen Christenheit trifft, weil Unzählige diesen bedeutsamen Fragen mit beklagenswertester Verständnislosigkeit gegenüberstehen, allerdings auch ein Urteil, welches durch die wissenschaftlichen Forschungen der letzten 20 Jahre eine wesentliche Einschränkung erfahren hat. Den Nachweis hierfür zu erbringen, dürfte für uns Breslauer gegenwärtig von um so größerem Interesse sein, als wir gerade jetzt im Bereich unserer Doppelgemeinde vor dem Oderthor ein neues Gotteshaus erstehen sehen, das unserer Erlöserkirchgemeinde das seit nun $2^1/_2$ Jahren ersehnte Heim gewähren soll. Die berufenen Leiter unserer Gemeinde sind sich der großen Verantwortung der ihnen damit gestellten Aufgabe voll und ganz bewußt: Wenn wir längst nicht mehr sein werden, dann werden noch die Steine reden; sie werden kommenden Generationen Zeugnis davon geben, ob wir Kinder des beginnenden 20. Jahrhunderts treue Hüter des Geisteserbes der Reformation gewesen sind oder ob wir das Kleinod protestantischer Geistesfreiheit wieder vergraben und versäumt haben mit dem uns anvertrauten Pfunde evangelischer Glaubenskraft zu wuchern.

Luthers geschichtliche Aufgabe war die eines Kirchenerbauers im geistigen Sinne: Die evangelische Heilswahrheit aus den Quellen der heiligen Schrift zu erforschen und wieder zur Geltung zu bringen, den Christenglauben aus all der Entstellung, Verunreinigung und Verknöcherung mittelalterlicher Scholastik und päpstlicher Hierarchie zu befreien und die Christengemeinde auf dem Felsengrunde des Erlösungswerkes Jesu Christi als einen lebendigen Geistestempel Gottes aufzuerbauen — dies und nichts anderes war Ziel und Erfolg der Lebensarbeit unseres Luther. Von dieser radikalen Erneuerung mußte aber naturgemäß auch die unmittelbarste Äußerung frommen Glaubens, der kirchliche Gottesdienst aufs tiefste mitberührt werden. War es doch auch gerade ein Stück des römischen gottesdienstlichen Lebens, welches den letzten Anstoß zu Luthers öffentlichem Auftreten geben mußte: der schamlose Mißbrauch des Ablaßhandels, durch den das Bethaus Gottes zum Kaufhause entwürdigt und entweiht wurde. Aus Luthers reformatorischen Grundgedanken ergab sich ganz von selbst eine völlige Umwandlung des gesamten gottesdienstlichen Lebens der Gemeinde, so sehr auch Luther selbst immer bemüht war, in allen äußerlichen Dingen möglichst schonend zu verfahren und Einrichtungen, Ordnungen und Gebräuche der Kirche pietätvoll zu erhalten, wenn sie nur der Umdeutung durch den neuen Geist nicht völlig widerstrebten. Luther war's eben nicht um die Beseitigung einzelner mehr oder weniger ärgerlicher Auswüchse und Mißbräuche zu thun, sondern er wollte und mußte den evangelischen Gottesdienst auf eine ganz neue Grundlage stellen und wieder mit einem ganz neuen Geist durchdringen. Von hieraus lassen sich die eigenartigen Ideen verstehen, welche Luther 1526 in seiner „deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes" über die rechte Art der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zum Ausdruck gebracht hat. Er unterscheidet dreierlei Gottesdienst:

1) die lateinische Messe (das tägliche Meßopfer des katholischen Priesters in evangelischem Sinne wieder zurückverwandelt in das heilige Abendmahl Jesu Christi) soll zunächst bleiben, da es eine gute Übung für die Jugend ist, die er am liebsten auch griechisch und hebräisch in diesem Gottesdienste singen und beten lassen möchte;

2) die deutsche Messe, die so gehalten werden soll, „um der einfältigen Laien willen. Denn darunter sind viele, die noch nicht glauben oder Christen sind, der mehrere Teil steht da und gaffet, daß sie auch etwas Neues sehen, gerade, als wenn wir mitten unter Türken oder Heiden auf einem freien Platze oder Felde Gottesdienst hielten";

3) die Weise, die rechte Art der evangelischen Ordnung haben sollte, müßte nicht so öffentlich unter allerlei Volk geschehen, sondern diejenigen, so mit Ernst Christen sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit dem Namen sich einzeichnen und etwo in einem Hause sich allein versammeln zum Gebet, Lesen, Taufen, Sakrament zu empfangen. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann thun. Hier könnte man auch ein gemeines Almosen den Christen auflegen, hier bedürfts nicht vielen und großen Gesänges. Hier könnte man alles aufs Wort und Gebet und die Liebe richten! Aber ich kann und mag noch nicht solche Gemeinde oder Versammlung ordnen und einrichten; denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu."

Hier haben wir das interessante Zukunftsbild des Gottesdienstes einer wahren Christengemeinde, das die schlichten, einfachen, aber auch noch unentwickelten Formen des Gemeindelebens in der Apostelzeit widerspiegelt. Luther ist nüchtern genug gewesen, um zu erkennen, daß sich dies Idealbild nicht so bald in die Wirklichkeit umsetzen ließ. Aber er hat auch mit immer zunehmender Klarheit die Aufgabe der von ihm zu neuem Leben erweckten christlichen Volkskirche begriffen: nämlich sich nicht zu zersplittern in vereinzelte sektenartige Hausgemeinden und damit sich von der Außenwelt hermetisch abzuschließen, sondern vielmehr als ein Sauerteig im Volksleben zu wirken und darum gerade zum Gottesdienst die verschiedenen Kreise und Schichten des Volkes zu sammeln und allmählich zu einer in bewußtem Glauben zusammenstehenden Gemeinde zu vereinen. Und dazu bedarf die Christengemeinde nach wie vor der Kirchengebäude als der Stätten gemeinsamer Gottesanbetung. Luther sagt in der Kirchenpostille: „Kein andere Ursach ist Kirchen zu bauen, so ja eine Ursache ist, denn nur, daß die Christen mögen zusammenkommen zum Beten, Predigt hören und Sakrament empfangen." Hierin liegt aber auch schon deutlich ausgesprochen, daß Luther sich berufen fühlte, den christlichen Gottesdienst von einer ganz neuen d. h. in Wahrheit von der ursprünglichen Grundlage aus ganz neu zu gestalten. Es genügte ihm nicht, die lateinischen Texte des Meßgottesdienstes ins Deutsche zu übertragen und damit für den Gemeindegottesdienst brauchbarer zu machen, es war ihm auch nicht genug — wie er's in der „deutschen Messe" vollbracht hat — die Gesangstexte und die Melodien aus innerstem deutschen Empfinden heraus neuzuschaffen, er wollte vielmehr die

Gemeinde der Gläubigen zu einer ganz anderen Art der Auffassung und Übung evangelischen Gottesdienstes erziehen.

Was will denn eigentlich katholischer Gottesdienst? Im wesentlichen nichts anderes, als was der jüdische und sogar der heidnische Tempeldienst auch erstrebte: durch die vorgeschriebenen Zeremonien der Kultusübung, besonders durch die Opfer das Wohlgefallen und die Gunst der Gottheit zu erlangen, um nicht zu sagen, zu erkaufen. Alles ist dabei auf Gott abgesehen. Ihm will man den schuldigen religiösen Dienst erweisen, ihm einen Gefallen damit thun. So gipfelt aller katholische Gottesdienst im Meßopfer als der unblutigen Wiederholung des Opfertodes Jesu Christi am Kreuz. Aber dieser ganze Gottesdienst kann wirksam nur durch die Hand des geweihten Priestes verrichtet werden. Dadurch allein wird er giltig, er wirkt einzig und allein kraft des richtigen Vollzuges, und zwar für die Menge der Gläubigen, die an dem Vollzuge selbst nicht beteiligt ist, ja ihm nicht einmal beiwohnen braucht. In Posen habe ich jüngst eins der interessantesten architektonischen Bilder des ältesten Stadtteils gesehen: Vor dem mächtigen fünftürmigen erzbischöflichen Dom steht, sich äußerst malerisch davon abhebend, ein altehrwürdiges, sonderbares Bauwerk: es ist ein hohes, aber ganz kurzes Kirchengebäude, der mit hochragenden gotischen Spitzbogenfenstern verzierte Chorraum einer mächtigen Kirche, die nun leider fehlt. Denn da, wo sich eigentlich die dreischiffige Kirche ansetzen sollte, ist der Altarraum mit einer hochragenden Giebelmauer abgeschlossen. Offenbar ist der Kirchenbau unterbrochen worden und unvollendet geblieben. Aber gerade so in seiner sonderbaren Torsogestalt ist er ein Sinnbild römisch-katholischen Gottesdienstes geworden: dafür genügt streng genommen der Altarraum als das Allerheiligste, in dem sich das Priesteropfer vollzieht; Gottesdienst ist Priesterdienst; der vermittelt den Laien den Anteil am göttlichen Segen, ob sie dabei sind oder nicht. Wenn trotzdem die Kirche regelmäßig dafür sorgt, daß die mehrschiffigen Hallen des Kirchengebäudes an den Chorraum sich anschließen und die Menge der Gläubigen aufnehmen, die von dem sinnebetäubenden Duft und Klang und Glanz der Kirchenfeier umfangen sich in gefühlsseliger Andacht vor den Altären zusammendrängen oder von einem zum andern prozessionsmäßig ziehen, so geschieht dies doch nur, weil die Masse des zuschauenden anbetenden Volkes zur Erhöhung der Feierlichkeit der priesterlichen Opferhandlung beiträgt. Aber eine Gemeinde, die ihren Gottesdienst feiert, ist nicht da, sondern eine geringere oder größere Masse Menschen, von denen jeder etwas von dem Segen des Gottesopfers haben will; ihre Andacht ist keine gemeinsame, sondern — wie auch äußerlich jeder für sich in seinem Gebetbuch lesend die geheimnisvolle Altarzeremonie verfolgt — es ist Einzelandacht, bei der sich die Menge der Kirchenbesucher völlig zersplittert, und zwar umsomehr, je heiliger die Kirche ist, d. h. je mehr Altäre in ihren Seitenschiffen und Kapellen den Gläubigen die reichsten Segnungen der Kirche verheißen.

Im denkbar schärfsten Gegensatz hierzu steht unser evangelischer Gottesdienst; er hat mit dem römisch-katholischen nichts zu thun, wenn auch manche Formen und Gebräuche wenig abgeändert in unsere Kirche übernommen worden sind. Luther hat die Formen des Meßgottesdienstes zuerst fast gar nicht verändert, sondern sie gegenüber dem stürmischen Drängen radikaler Neuerer fast ängstlich bewahrt und in den evangelischen Gottesdienst übergeführt. Aber in seinem Sinne ist unser Gottesdienst selbst etwas völlig anderes: nicht Priesterdienst, sondern Gemeindeandacht, nicht Priesteropfer, sondern Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Nicht wir leisten Gott einen Dienst, sondern Gott gewährt uns den freien Zugang zu seiner Gnade. So ist alle kirchliche Gemeindefeier nichts als Äußerung und Belebung des Glaubens der Gemeinde, nach Schleiermacher darstellendes Handeln, Selbstdarstellung der Gemeinde in christlicher Geselligkeit; eine gemeinsame Gottesanbetung derer, die an den Vater im Himmel glauben, die in Christo ihren Heiland gefunden haben, die durch ihn Vergebung der Sünden, Heil und Frieden suchen, die in Gehorsam und heiligem Eifer eines neuen Lebens sich ihm weihen und in Gott ihr volles Genüge, ja ihre ewige Seligkeit finden. Dies alles fließt aber der Christengemeinde aus einer einzigen Quelle zu: aus dem unerschöpflichen Brunnen des Gotteswortes, des seligmachenden Evangeliums Jesu Christi. Darum ist die evangelische Kirche eine Kirche des Wortes. Luther hat schon 1523 in seiner Schrift „von der Ordnung des Gottesdienstes" den Gegensatz zwischen katholischem und evangelischem Gottesdienst aufs klarste formuliert: „Die christliche Gemeinde soll nimmer zusammenkommen, es werde denn daselbst Gottes Wort gepredigt und gebetet, es sei auch aufs kürzeste." Demselben Gedanken begegnen wir auch bei den anderen Reformatoren, vor allen bei Zwingli und Calvin; sie kennen nur einen Zweck des Gottesdienstes: Wortverkündigung an die Gemeinde, die in gläubiger Andacht versammelt ist. Die praktische Bedeutung dieser Forderung für den zum Gottesdienst dienenden Raum mußte sich sofort fühlbar machen. Neue Kirchen zu bauen, war allerdings zunächst nicht not. Es gab ja genug, da und dort mehr als genug. Aber die vorhandenen Kirchen waren für den neuen Zweck des Gottesdienstes wenig geeignet: vielen fehlte die Kanzel oder sie stand an völlig unpassendem Ort, und vor allem fehlte den Kirchen das Gestühl für die Gemeinde. So galt's denn, die Kirchen für den evangelischen Gemeindegottesdienst umzugestalten, nicht durch die brutale Zerstörungswut der Bilderstürmer, welche in blinder Verkennung des idealen Wertes der Kunst für die erbauliche Kraft der Religion an den Äußerlichkeiten das größte Ärgernis nahmen, sondern durch besonnene Ausgestaltung des Kircheninneren für den Hauptzweck, die Predigt des Gottesworts. So gab man der Kanzel, die als große Nebensache in der römischen Kirche behandelt worden war, eine möglichst zentrale Stellung, damit sich um sie die Gemeinde oder wenigstens ihr größter Teil zum Anhören der Predigt sammeln konnte. Hier freilich zeigte sich auch sofort die große Schwierigkeit der Umwandlung einer katholischen Meßkirche in eine protestantische Predigtkirche: Es gab in den meisten — vorwiegend mehrschiffig gebauten Kirchen keine wirklich zentrale Stellung für die Kanzel, bei der der Prediger in der ganzen Kirche sich verständlich machen konnte. So begnügte man sich denn in den größeren Kirchen damit, die Kanzel an einen der Mittelpfeiler des Hauptschiffs zu rücken, wie wir dies heute noch in den mittelalterlichen Kirchen unserer Stadt (St. Elisabeth, Maria Magdalena, Bernhardin, Barbara, Christophori) sehen. Die zweite, fast noch bedeutsamere Änderung der Kirchen nach dem reformatorischen Prinzip (gepredigt war ja, wenn auch viel seltener, auch in der katholischen Kirche worden) war die Anbringung eines festen Gestühls in der Kirche, und zwar für die Gemeinde, während bis dahin in der Regel nur das Chorgestühl (für die Priester und Glieder der geistlichen Genossenschaften) im Altarraum vorhanden gewesen war. Nun war ja der Kirchenraum nicht mehr zu Prozessionen, sondern zum Anhören des Gotteswortes da, und hierfür wurde es bald ein Gebot der Notwendigkeit, der Gemeinde feste Sitzplätze zu gewähren. So knüpft eigentlich evangelischer Gemeindegottesdienst nicht sowohl an den katholischen Volksgottesdienst, als vielmehr an den besonderen Chorgottesdienst der katholischen geistlichen Körperschaften an. Das Allerheiligste ist nicht mehr der Chorraum der Priester, sondern der Kirchenraum der in gläubiger Andacht versammelten Gemeinde, richtiger noch die Herzen der gläubigen Gemeinde selbst. Eine große Schwierigkeit zeigte sich freilich auch hier, bei der Anbringung des festen Gestühls. Um es bei der großen räumlichen Entfernung zwischen Altar und Kanzel sowohl für die Teilnahme am Altardienst wie an der Predigt benützbar zu machen, mußte man zu allerlei Hilfsmitteln greifen: entweder brachte man doppelsitzige Bänke, Drehstühle u. dergl. an, damit die Kirchenbesucher ihr Angesicht nach beiden Seiten wenden konnten, oder man behalf sich mit einem transportablen Hilfsaltar, ev. auch nur mit einem Lesepult, wie dies heute noch vielfach zu finden ist. Der Predigtgottesdienst der evangelischen Gemeinde fand aber nach Luthers Ideen in der Regel seinen Höhepunkt und Abschluß in der Feier des Altarsakraments, daher er denn für den ganzen Gottesdienst den Namen Messe beibehielt. Luther stieß sich auch nicht so sehr

an den herkömmlichen liturgischen Formen und Formeln, als vielmehr an dem Sinn der Feier in der römischen Kirche, an der Opferidee. Er kämpfte mit rücksichtsloser Entschlossenheit, ja mit einer gewissen Erbitterung nicht nur gegen die Greuel der Stillmesse, der Totenmesse, sondern überhaupt gegen die vermeintliche Wiederholung des Opfers Christi am Kreuz durch die Hand des die Wandlung der Hostie vollziehenden Priesters; ihm war das so gut wie heidnische Abgötterei. Die rechte Messe war ihm nichts anderes als die schlichte Feier des heiligen Abendmahls, und zwar als eine rechte Gemeindefeier, bei der es sich nur um ein Opfer handeln konnte: nämlich die Herzen der Gläubigen selbst. So schreibt Luther schon 1520 im „Sermon über die Messe“:

„Sie sind nun alle Priester und halten alle Messe, die so im Glauben durch Christus ihr Gebet und sich selbst Gott vortragen und nicht zweifeln, daß Christus dasselbe thue und darauf leiblich (im Abendmahl) oder auch nur geistig (im Glauben) das Sakrament als Zeichen alles dessen empfangen und gewiß bleiben, daß ihnen die Sünde vergeben und Gott ihnen ein gnädiger Vater geworden und das ewige Leben für sie bereit sei. Alle die sind rechte Pfaffen und halten wahrhaft rechte Messe: der Glaube ist allein das rechte priesterliche Amt; darum sind alle Christenmänner Pfaffen und alle Weiber Pfäffinnen, es sei jung oder alt, Herr oder Knecht, Frau oder Magd, Gelehrt oder Laie, hier ist kein Unterschied, es sei denn der Glaube ungleich.“

Das waren allerdings radikale Anschauungen, die nicht bloß dazu führen mußten, die Zahl der Sakramente zu verringern, sondern auch den ganzen katholischen Sakramentsbegriff zu entwurzeln: im letzten Grunde giebts so nur ein Sakrament, das Wort Gottes; und die beiden Sakramente der evangelischen Kirche (Taufe und Abendmahl) sind eigentlich nichts anderes als „verbum visibile“, sichtbar gewordenes Gotteswort. Zum Vollzug dieser Sakramente berechtigt ist aber kein abgesonderter Priesterstand, sondern die Gemeinde der Gläubigen selbst, welche um der Ordnung willen mit der Verwaltung der Sakramente den Diener am Wort, den Geistlichen betraut.

Wichtige praktische Folgerungen ergaben sich hieraus für den evangelischen Gottesdienst und Gottesdienstraum: 1) die Schranken des Altarraumes, des Allerheiligsten, das durch keines Laien Fuß entweiht werden durfte, mußten fallen oder zunächst wenigstens sich öffnen, damit die Gemeinde an den Altar als den Abendmahlstisch oder Tisch des Herrn herantreten und das Sakrament empfangen konnte, und zwar in rechter evangelischer Weise. Denn 2) die Feier mußte sich wieder nach der Einsetzung Jesu vollziehen, d. h. unter Austeilung von Brot und Wein, wie dies zum ersten Male Ende September 1521 in Wittenberg wahrscheinlich durch Luthers Freund Zwilling geschehen ist. 3) Neben der den Gottesdienst abschließenden Gemeindefeier des heiligen Abendmahls durfte es keine Privat- und Winkelmessen mehr geben; es mußten daher auch die Nebenaltäre fallen, durch deren ungemessene Vermehrung die römische Kirche die Heiligkeit des Kirchengebäudes in klugem Geschäftssinn zu steigern gewußt hatte. Im protestantischen Gotteshaus hat nur ein Altar seinen Platz, um den sich die Gemeinde zur Sakramentsfeier in dem Geiste brüderlicher Liebe vereinen kann, sie alle Glieder eines Reiches, Kinder eines Vaters, zu dessen Tisch sie freien Zugang haben. Luther hat freilich auch hierbei auf die Äußerlichkeiten wenig Wert gelegt. Gehörten ihm doch Altäre, wie Glocken, Meßgewänder, Lichter u. a. zu den Dingen, die frei sind: „wer da will, der mag's lassen!“ Er war zufrieden, wenn nur dem Sinne nach kein götzendienerisches Opfer sich wieder in den Gottesdienst der Gemeinde einschlich, sondern diese zur rechten evangelischen Abendmahlsfeier sich versammelte.

Das dritte Stück evangelischen Gottesdienstes, durch welches die Grundverschiedenheit vom katholischen Kultus sich deutlich ausprägte, war der Gemeindegesang. Ihn kannte weder die römische noch die griechisch-katholische Kirche, weil beide im Grunde keinen Gemeinde-Gottesdienst haben. Der deutsche Choral ist eine Errungenschaft der deutschen Reformation; die Selbständigkeit und Freiheit der Christengemeinde in der evangelischen Kirche kommt gerade im Gemeindegesang zum herrlichsten Ausdruck. Wo er ertönt, giebts keine Zersplitterung und Auflösung der Gemeinde in lauter Einzelandacht, keine Vernichtung der gemeinsamen Feier durch Prozessionen, sondern nur gemeinsame Erhebung und Sammlung vor Gott. Die Gemeinde ist zur Selbstthätigkeit im Gottesdienst erwacht. Wie sehr hierdurch der ganze Aufbau des christlichen Kultus umgestaltet und erneuert werden mußte, liegt auf der Hand. Es verband sich hiermit aber auch eine weitere praktische Folge: Die Orgel, die Führerin und Begleiterin des Gemeindegesanges, die in der römischen Kirche recht stiefmütterlich behandelt worden war, rückte nun viel mehr in den Vordergrund des Interesses. Allmählich mit immer größerem künstlerischem Verständnis ausgebaut und liebevoll gepflegt ist die Orgel erst in der evangelischen Kirche die Königin der Instrumente geworden, ohne deren himmelanbrausende in unerschöpflichem Wechsel der Klangfarbe ertönende Harmonien wir uns kaum einen evangelischen Gemeindegottesdienst mehr denken können.

Umschau.

(Königreich Sachsen.) Vom Ultramontanismus. Dem Artikel in Nr. 3 dieses Blattes, die Besorgnis hinsichtlich ultramontaner Umtriebe betreffend, sei zur Erläuterung einiges hinzugefügt. Daß die politischen Verhängnisse eines Volkes sich in dasselbe einleben und als treibende Kraft zeitweilig zum Vorschein kommen, liegt im Gange der Natur. Daher ist es erklärlich und natürlich, daß bei sensationellen Hofereignissen in Sachsen das Volk, eingeschüchtert durch Vorgänge seiner Vergangenheit, auf stützig wird, ob nicht jesuitische Umtriebe im Spiele seien? Die Geschichte ist eine Lehrmeisterin. Es ist hier unvergessen und unverziehen, daß der unwürdigst regierende August der Starke seinem Volke die Kränkung anthat, wegen der Krone von Polen sich vom Glaubensbekenntnis des ganzen Landes loszusagen. Noch mehr mußte verblüffen, daß sein Sohn August II., eben infolge jesuitischer Umtriebe, in die Fußtapfen seines Vaters trat und in Bologna zum Katholizismus übertrat. Freilich schämte man sich höheren Ortes, diesen Schritt dem Lande zu verlautbaren. Fünf Jahre konnte man dies wohl dem Volke verheimlichen, aber das Reformationsjubiläum 1717 brachte es mit der tiefsten Mißbilligung seitens seiner getäuschten evangelischen Mutter an den Tag. Ein Volk, fünf Jahre hindurch getäuscht — und das soll sich vergessen lassen? Nimmermehr, das Volk hält sich daher im Recht, daß dergleichen nur gesühnt werden könne durch einen absichtlichen Rücktritt eines sächsischen Kronenträgers zum Evangelium. Gewiß das gegenwärtige Geschlecht hat sich nicht zu beklagen. Es haben insbesondere die letzt regierenden Fürsten Sachsens exemplarisch gute Verhältnisse zu den Evangelischen aufrecht erhalten. Aber zu verwundern ist's dennoch nicht, wenn bei jedem sensationellen Hofereignis, was stutzig macht, auch jesuitische Umtriebe gewittert werden. So mußte es Befremden erregen, daß Königin Carola, die Nachkommin Gustav Adolfs, vor ihrem Einzug in das evangelische Land zum Katholizismus übertrat. Dann folgten auffällige anderweite Übertritte aus hohen und höchsten sächsischen Kreisen. Wir erwähnen nur die römische Bekehrung des Grafen von Schönburg-Wechselburg, des Freiherrn von Schönberg (Thammenhain), des Fürsten Friedrich von Schönburg-Waldenburg, des Generals von Leonhardi, dessen Sohn Jesuit und dessen Tochter Nonne ward, des Grafen Seebach und anderer vom sächsischen Adel. Wir reihen daran die Thatsache, daß seiner Zeit, trotz Verfassung, die den Jesuiten den Aufenthalt im Lande verbietet, ein erklärter Jesuit, der päpstliche Ehrenkämmerer Seul, sich als persona grata gemütlich am Hofe aufhielt, bis er infolge öffentlicher Verhandlungen im Landtage, ausgewiesen wurde, und daß später auch ein Hofkaplan verschwand. Nach solchen Vorkommnissen im Lande mußte es hohes Aufsehen erregen, daß der sächsische Prinz Max in das katholische Priestertum eintrat, hier sich dadurch hervorthat, daß er für die seichte Jesuitenmoral eines Liguori in öffentlicher Schrift eine Lanze

einlegte und in einer ebenso öffentlichen Predigt den Wunsch nach einem Hirten und einer katholischen Herde und damit nach der Bekehrung des ganzen Landes aussprach. — Wir fügen hinzu, daß nun zu alldem eine neue größere katholische Zeitung in Dresden auftauchte, die unter der stolzen Flagge „Sächsische Volkszeitung“ ans Land segelte, die vorerst zu plänkeln begann gegen den Evangelischen Bund und dergleichen und die doch richtiger und ehrlicher sich „Sächsische katholische Volkszeitung“ bei bloß vier Procent Katholiken im Lande hätte nennen müssen, anstatt im Titel die Prätension anzunehmen, das sächsische Volk zu vertreten. Wer sich dergleichen Erscheinungen vergegenwärtigt und dabei des Geschreies gedenkt, was auswärtige katholische Blätter über Bedrückungen des Katholizismus hierselbst kurz zuvor laut werden ließen, der hat überreich genug, um es begreiflich zu finden, daß die leicht stutzig werdenden Sachsen auch jesuitische Machenschaften bei den neuesten sensationellen Ereignissen im Spiele wähnten. Gott sei Dank, daß öffentliche amtliche Erklärungen hier gesunde Luft geschaffen und Garantie gegeben haben, daß Hof und Regierung die Verfassungsbestimmungen in Sachen der Religion strikt einhalten werden. Für das Volk selbst ist nichts zu fürchten. Es ist zu gut geschult und durch die Vergangenheit gewitzigt, als daß daran zu denken sei, daß ultramontane Schliche es jemals in das päpstliche Joch spannen könnten.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Der Zusammenschluß der Landeskirchen soll nach Zeitungsmitteilungen in einer außerordentlichen Tagung der Eisenacher Kirchenkonferenz so zu stande kommen, daß ein ständiger Arbeitsausschuß der Konferenz gebildet und das synodale Element also nicht berücksichtigt werden soll. — Das wäre nicht viel — aber sehr wenig, was zu stande käme, und vermutlich werden die Synoden, die fast sämtlich, noch kürzlich die weimarische, den Zusammenschluß gefordert, nunmehr energischer auch eine synodale Gesamtvertretung wünschen. Wir haben uns — vielleicht sind hier nicht alle unsere Leser und Mitarbeiter mit uns einig — von dem Unternehmen von vornherein nicht viel versprochen. Die Verschiedenheit der Kirchen läßt eine gemachte Einigung nicht zu, eine gemachte Einigung ist weder wünschenswert noch wirksam, sie hat im Volksbewußtsein, wenn vielleicht auch in Pastorenherzen, keinen Boden, man wird abwarten können, bis sie wird aus irgend einer Lage der Dinge unter dem Drang und Trieb der Geschichte. Dann wird sie auch ein wenig bedeuten gegen Rom, sie wird aber als Kircheneinheit niemals gegen Rom die Bedeutung haben, wie sie der protestantische Geist der Freiheit immer gehabt hat, der seinen Ausdruck sucht, wo er ihn findet, der ihn gefunden hat in deutscher Dichtung, deutscher Philosophie, deutscher Wissenschaft und deutschem Nationalbewußtsein, die ohne ihn alle nicht wären und durch die er Rom überwinden wird. Der wird aber — sit venia verbo — sich niemals auf Flaschen ziehen lassen, auch wenn eine das Etikett trüge: „Deutsch-evangelische Nationalkirche.“

Zur Wahl. Die Ankündigung eines neuen Wahlmodus zur Sicherung des Wahlgeheimnisses bei politischen Wahlen, läßt uns der Anregung von positiver Seite auf der letzten Provinzialsynode gedenken, die die Ausübung des kirchlichen Wahlrechts noch mehr beschränken möchte als sie jetzt beschränkt ist. Vielleicht, daß der Wind, der neuerdings von oben her zu wehen scheint, auch einmal einen Luftzug in die Synodalathmosphäre hineinwehen läßt! Es kommt ja nun die Ernennung der königlichen Vertreter zur Generalsynode.

Protestantisches.

(Berlin.) Dem Generalsuperintendenten, Oberkonsistorialrat D. Braun ist der Charakter als Wirklicher Oberkonsistorialrat mit dem Range eines Rates I. Klasse verliehen worden. Warum erwähnen wir diese Beförderung des stillen frommen Mannes? Wir freuen uns dieser Beförderungen, weil es vorgekommen ist, daß römische Geistliche um ihres Titels willen, die im neuen deutschen Reiche wertlos sein sollen, vorgesetzt wurden unseren evangelischen Geistlichen. An sich thät's gut, man ließe die Titel, wo sie nicht ehrenvoll verliehene Zeichen wissenschaftlicher Bedeutung oder Arbeit sind, anderen Berufsarten zukommen. — Im kirchlich-liberalen Parochialverein der Jakobigemeinde ist bei Gelegenheit der letzten gut besuchten Generalversammlung die Begründung einer Begräbnis-Unterstützungskasse beschlossen worden, der sofort eine große Anzahl Mitglieder beitraten. — Im Berliner Unionsverein spricht am 30. Januar Pfarrer Hachmeister über: „Das vierte Evangelium und die Johannisbriefe“, am 6. Februar Professor D Gunkel über: „Eine neue Erklärung der Offenbarung Johannis.“ Die Vorträge finden statt abends 8 Uhr, Dorotheenstraße 13/14 II. Eintritt frei.

(Preußen.) Immer größer wird der Kreis der evangelischen Gemeinden des Auslandes, die sich dem Oberkirchenrat unterstellen. Kürzlich hat sich die Gemeinde in Lissabon angeschlossen.

Kirchliche Evangelisation hat man auf Wunsch des Superintendenten und mit Zustimmung der Pfarrgeistlichkeit in Vororten der Stadt Halle a. S. halten lassen — und muß nun bekennen: Die kirchenfeindlichen Elemente haben sich allerdings, trotzdem jede Haushaltung eine Einladung erhalten hat, fern gehalten („Rchsb.“) und deckt sich damit: sie wollen einfach das Evangelium nicht an sich herankommen lassen. — Wunderlich! uns fielen die Zöllner und Sünder ein, die wollten auch nicht, wie die Pharisäer und Schriftgelehrten, aber als Jesus kam ohne Gesetz, ohne Titel, ohne Äußerlichkeiten — da ließen sie nicht nur ihn an sich herankommen, sie liefen ihm sogar nach!!

(Königreich Sachsen.) Über die konfessionellen statistischen Verhältnisse meldet das konsistoriale Verordnungsblatt folgendes: Laut letzter Volkszählung hatte Sachsen 3 962 785 Evangelisch-Lutherische. Davon kommen auf die Ephorien Dresden I und II 566 007, Leipzig I und II 553 243, Chemnitz I und II 244 061, Zwickau 171 253, Plauen 163 766, Glauchau 145 460, Pirna 140 447, Schneeberg 124 115, Rochlitz 116 302, Leisnig 115 957, Meißen 114 561, Freiberg 111 402, Annaberg 102 602. Die übrigen 11 Ephorien haben unter 100 000. Reformierte hat Leipzig 7730, Dresden 3692, Chemnitz 509, die Oberlausitz 740, Meißen 332, im ganzen Lande ca. 13 500. Deutsch-Katholiken sind vorwiegend nur in Leipzig 972, Chemnitz 486, Dresden I 218, in der Lausitz 51, in Summa 2027. Separierte Lutheraner sind in Zwickau 664, Chemnitz 436, Dresden I 180, in der Lausitz 18, insgesamt 1851. Methodisten giebt es 2196, Baptisten 464, Apostolisch-Katholische in Leipzig 1407, Dresden 1275, Chemnitz 781, Plauen 743, Zwickau 679, Glauchau, Pirna, Marienberg haben gegen 200, Lausitz 448, insgesamt 7164. Römisch-Katholische waren im statistischen Handbuche vom Jahre 1897 im ganzen aufgeführt 140 285.

(Stuttgart.) Als ein Beispiel theologischer Geschmacklosigkeit verdient es hervorgehoben zu werden, daß an einem Familienabend im Christlichen Verein junger Männer zu St. der dortige Stadtdekan und Oberkonsistorialrat Dr. v. Braun einen Vortrag halten wird über — „Das Reich Gottes auf der Düsseldorfer Ausstellung.“ Man kann wirklich neugierig sein, zu erfahren, wie der fromme kirchliche Oberhirte, dem auch die wissenschaftliche Prüfung junger Theologen zum Teil anvertraut ist, Stellen wie Lukas 17, 20 f., Römer 14, 17 oder Markus 8, 38; 9, 1 mit der Düsseldorfer Ausstellung in einen Zusammenhang zwingt. Er wird doch nicht trotz Matthäus 11, 12 dem „Reiche Gottes“ „Gewalt anthun“ wollen!

(Schlesien.) Pastor Bollow in Hirschberg †. Die liberale Theologie hat einen ihrer freudigsten und charaktervollsten Verfechter durch einen frühen Tod verloren. Am 17. d. M. starb im Augusta-Hospital zu Breslau nach monatelangem schweren Leiden der Pastor Emil Bollow an der Gnadenkirche in Hirschberg im Riesengebirge, im Alter von nur 38½ Jahren. Gebürtig aus Pommern, wirkte er seit seiner Ordination 1890 in Schlesien und war mehrere Jahre Pastor in Leubus a. d. Oder, seit 1898 in Hirschberg. Eine kraftvolle Natur von unverwüstlicher Frische hat er dem Gelöbnis akademischer Idealistenjahre die Treue gehalten, wahr zu sein und zu bleiben, wahr und aufrichtig gegen sich selbst und gegen seine Mitmenschen, nicht zuletzt gegen die Gemeinde, der er diente. Er hat die Menschenfurcht und Rücksichtnahme nicht gekannt, die unserer Zeit geistige Kämpfe ersparen möchte, um einem schwächlichen Friedensbedürfnis zu genügen. Er vertraute, daß aller ehrliche Kampf zuletzt dem Frieden dient, dem höhern Frieden, den sich ein Mensch nicht nehmen kann, er werde ihm denn von oben gegeben. Und so ist er denn jetzt zum ewigen Frieden gekommen, nachdem er die kurze ihm vergönnte Lebenszeit rastlos gerungen und gearbeitet hat und in unermüdlicher Willigkeit überall da mit eintrat, wo man seine schier unerschöpfliche Kraft zu Hilfe rief für die Sache des freien und frommen Protestantismus. Es ist ein tragisches Schicksal, daß gerade ihm, dem einst so blühenden Manne, ein frühes und selten schweres Sterben bestimmt war. In der harten Prüfung seiner langen Krankheitstage aber hat auch sein freimütiger Glaube sich machtvoll bewährt als die Kraft, die der Welt Lust und Leid überwindet.

Römisches.

In **Würzburg** hält ein **Jesuit** unter der schweigenden Zustimmung der Regierung Vorträge über Reformation, Revolution und den Dreißigjährigen Krieg nach berühmten Mustern à la Janßen, unter Verunglimpfung Luthers und Verdrehung der Geschichte. — Wir lieben es nicht, nach der Polizei zu rufen, — aber wäre es nicht die Sache des Vereins für Reformationsgeschichte, hier Aufklärung zu schaffen und Vorträge Sachverständiger halten zu lassen?

Dem **Würzburger Bischof**, den der Ruhm des Rottenburgers nicht hat schlafen lassen und der auch gegen den Reformkatholizismus gewettert hatte, haben 54 Geistliche eine Zustimmungsadresse übersandt. — Es haben aber einige Priester sich geweigert, sie zu unterschreiben! Das ist wacker.

Was den römisch-katholischen Gläubigen zugemutet wird hinsichtlich des **Mariendogmas** möge folgende Stelle aus einem Predigtbändchen: „Die Marienverehrung“ von dem Redemptoristenpater Georg Freund, in Münster erschienen, zeigen: „Maria hatte schon den freien Gebrauch des Verstandes, bevor sie das Licht der Welt erblickte, im Schoß ihrer Mutter Anna. Wir dürfen annehmen, daß sie noch ungeboren schon weit mehr von Gott wußte und vom Jenseits, von des Menschen Ziel und Ende, von den Mitteln, das Ziel zu erreichen, als die größten Geister nach jahrelangem Denken, Studieren und Beten wissen.“

In **Straßburg** verlangen die Elsässer Berücksichtigung bei Besetzung der theologischen Professuren. Die „Straßburger Post“ zeigt ihnen nun, daß Elsaß nur neun Theologieprofessoren aufzuweisen habe, von denen nur einer den sonst für Anstellung von Professoren üblichen Vorbedingungen genügt hat. Sie hat nicht bedacht, daß die beiden schon berufenen, Schröder und Kirch — — in der gleichen Lage sind.

Ausland.

(Schweiz.) Das „Religiöse Volksblatt“ in St. Gallen giebt eine Übersicht über die konfessionellen Verhältnisse in der Schweiz. Sie basieren auf den Ergebnissen der eidgenössischen Volks-

zählung vom 1. Dezember 1888 und den „vorläufigen" Resultaten der eidgenössischen Volkszählung vom 1. Dezember 1900. Diese vorläufigen Resultate dürften aber, was die konfessionellen Verhältnisse anbetrifft, so ziemlich den definitiven gleichkommen. Die Gesamtbevölkerung der Schweiz stieg in diesem Zeitraum von 2 917 754 auf 3 313 817 Seelen; Zuwachs 396 063 = 13,57 pCt. Die Katholiken stiegen von 1 183 828 auf 1 383 135; Zuwachs also 199 307 = 16,82 pCt. Die Protestanten stiegen von 1 716 548 auf 1 918 197; Zuwachs also 201 649 = 11,75 pCt. Das heißt: die Katholiken wuchsen um 5,7 pCt. stärker als die Protestanten, oder um 3,25 pCt. stärker als der allgemeine Zuwachs der Bevölkerung; die Protestanten aber blieben mit 1,82 pCt. hinter diesen zurück. Am stärksten nahmen die Katholiken zu im Kanton Zürich. Da stieg die Gesammtbevölkerung von 337 183 auf 430 336, d. h. um 27,56 pCt. Davon waren 1888 Katholiken: 39 768, am 1. Dezember 1900 aber 81 424, d. h. Zuwachs um 104,75 pCt.; für den Bezirk Zürich ergiebt's sogar 111,03 pCt. Dieser Zuwachs ist lediglich Folge der Einwanderung aus katholischen Kantonen und katholischen Nachbarländern: Italien, Österreich und Süddeutschland, betrugen doch schon 1888 die Ausländer im Kanton Zürich 10,08 pCt., im Bezirk aber (Stadt und Umgebung) 19,88 pCt.; heute mögen sie doppelt so stark sein. Ähnlich ist's mit der Zunahme der katholischen Einwanderung in der Waadt, wohl von Frankreich, Savoyen und Wallis her, in Basel und in Genf. In der Stadt Calvins hatten schon 1888 die Katholiken die Mehrheit erlangt, indem auf 50 975 Protestanten 52 297 Katholiken kamen, heute sind es auf 62 541 Protestanten bereits 67 228 Katholiken. Schon 1888 betrug die Zahl der Ausländer 37,83 pCt., heute ist sie bedeutend größer. Wir haben da das Gegenstück zur Reformationszeit. Damals wurde Genf evangelisch vorwiegend durch Hugenotteneinwanderung aus Frankreich, heute erfolgte der Umschlag durch Katholikeneinwanderung. Von den größeren Kantonen finden wir eine prozentual stärkere Zunahme der Protestanten in Solothurn, wo sie von 21 655 auf 31 171 stiegen, und in Luzern, wo sie von 7734 auf 12 426 stiegen, also um 60,67 pCt. Die Zunahme der Katholiken in der Schweiz überhaupt erklärt sich aus der geographischen Lage unseres Landes. Mit Ausnahme von Baden und Württemberg von ausschließlich oder doch vorwiegend katholischen Ländern umgeben, ist die katholische Einwanderung ganz bedeutend, besonders von Italien her. In den Kanton St. Gallen allein, der 1900 eine Viertelmillion Einwohner hatte, sind im vergangenen Jahr 1902 vom 1. Januar bis 30. September 9587 Italiener eingewandert. Diese Verschiebung der konfessionellen Verhältnisse zu unsern Ungunsten wird voraussichtlich noch lange andauern. Man kann weder den braunen Söhnen des Südens, noch den „Schwaben" den Eintritt in unser Land verwehren, selbst auf die Gefahr hin, daß sie in dieser oder jener Landesgegend die Oberhand gewinnen und dem Volkscharakter ein anderes Gepräge aufdrücken. Vergangenen Sommer vernahmen wir bittere Klagen, wie z. B. im Engadin die einheimischen Arbeiter durch die Italiener auf jedem Gebiet verdrängt werden. — Da bleibt uns schweizerischen Protestanten nur eines übrig: noch treuer als bisher zusammenzuhalten und unsern Grundsätzen und Idealen treu zu sein. Das lehrt uns der Ernst der Zeit. Ferner heißt es, mit den Protestanten des Auslandes treue Waffenbrüderschaft zu pflegen und alle freiheitlichen Regungen: „Los von Rom" und „Hin zum Evangelium" nach bestem Wissen und Gewissen zu unterstützen, und unsere gute Sache wird zuletzt doch den Sieg behalten. —

Firma 1870 gegründet
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik: **Wilhelm Emmer,** Berlin 219, Seydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Wer an **Epilepsie** (Fallsucht Krämpfen) und anderen nervösen Zuständen leidet, verlange Broschüre darüber. Erhältlich gratis und franko durch die
Schwanen-Apotheke,
Frankfurt a. M.

Bilder Fenstervorsetzer, Wandteller, Vasen, Christus-Statuen und Büsten für vornehmen Zimmerschmuck empfiehlt die Kunstanstalt von
Herm. Plenz, Berlin S, Prinzenstr. 71.
Illustr. Katalog kostenfrei.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

Preisausschreiben
der Siris-Gesellschaft m. b. H., Frankfurt a. M.

Die Gewinnverteilung hat Ende Dezember stattgefunden und sind sämtliche Bewerber von dem Resultat direkt benachrichtigt worden. Weitere Interessenten erhalten die Gewinnliste auf Anfrage von der Siris-Gesellschaft m. b. H., Frankfurt a. M.

Kohlen & Kokes
direkt ab Zeche, daher sehr preiswert, ohne Zwischenhandel; nur erste Qualität.
H. von Bötticher, Hamburg V.

Wilh. Lobsien.

‚Ich liebe Dich'
Gedichte.
Mit Buchschmuck von Th. Herrmann, Stade.
Preis eleg. gbd. Mk. 4.—.

Selige Zeit
Alte und neue Kinderlieder.
Mit Buchschmuck von Mary Freiin Knigge.
Preis hocheleg. gebd. Mk. 3.—.

Zu haben in allen Buchhandlungen.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

● **Antiquarischer Catalog** ●
Nr. 260 enthält Werke aus der protestantischen Theologie, **Catalog Nr. 261:** Philosophie.
Soeben erschienen.
Versendung gratis und franko.
B. Seligsberg in Bayreuth.

Dr. O. Veeck:
☆ **Phantasie u. Religion.** ☆
Verlag von M. Nössler, Bremen.
Preis 80 Pfg.

Die mystische Seite des religiösen Lebens.
Pastor Hartwich-Walle.
— **Preis 50 Pfg.**
In jeder Buchhandlung vorrätig.
Verlag von **Carl Schünemann, Bremen.**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
Auf Gegenseitigkeit. **Stuttgart.** Mit Aktiengarantie.
Gesamtreserven über 27 Millionen Mark.
Gesamtversicherungsstand: 480 000 Versicherungen über 2 930 000 Personen. Monatlicher Zugang über 7000 Mitglieder.
Der Stuttg. Verein gew. zu billig. Prämien u. günstig. Bedingungen
Einzel-, Kollektiv-, Radfahr-, Reise- u. Seereise-
Unfall-Versicherung.
Zum Abschluß von Versicherungen werden allerorts
Mitarbeiter aus allen Ständen
angenommen u. bei berufsmäßiger Thätigkeit dauernd gegen feste Bezüge angestellt.
Prospekte und Versicherungsbedingungen kosten- und portofrei.

Spruchbuch
von **Luise Kugler. 5. Auflage.**
In Prachtband gebunden mit Goldschnitt. **Preis M 6.—.**
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Herausgeber: Pastor **Emde** (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger **M. Fischer**, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von **Carl Schünemann**, Bremen.

Litterarische Beilage

zum

Protestantenblatt, Wochenschrift für den deutschen Protestantismus, Nr. 5.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". **7. Jahrgang des „Protestant".**

Philosophisches.

G. Wobbermin, Dr. phil., Lic. theol., Privatdozent an der Universität Berlin. Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie. Allgemeinverständliche wissenschaftliche Vorlesungen. Berlin. A. Duncker. 1902. 127 S.

Die „gegenwärtige Philosophie" unterscheidet sich von der früheren spekulativen hauptsächlich durch die Berücksichtigung der Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung. Daß auch die heutige Theologie an diesen nicht mehr mit vornehmer (oder ängstlicher?) Ignorierung vorübergeht, dafür ist die vorliegende Schrift ein höchst erfreuliches Zeugnis. Ihr Verfasser setzt sich, ausgehend von einer die Kritik Kants modifizierenden Erkenntnistheorie, in einer die sicheren Ergebnisse rückhaltlos anerkennenden und die Hypothesen ruhig erwägenden Weise mit der Kosmologie, Biologie und Psychologie der Neuzeit auseinander, wobei fortwährend ihre notwendige Einwirkung auf die Gottesvorstellung geprüft wird. In höchst ansprechender Weise gelangen hierbei die vom Ritschlschen Agnostizismus zum alten Eisen geworfenen Gottesbeweise, namentlich der kosmologische und teleologische, unter stetem Hinblick auf die Erweiterung unserer Naturerkenntnis zur Verwendung. Allzu leicht aber macht sich der Verfasser die Abweisung Nietzsches, besonders seiner Lehre von der doppelten Moral, die doch nicht so kurzer Hand als „im höchsten Maße ungeschichtlich" bezeichnet werden sollte: es sei nur beispielsweise an das Verhältnis der christlichen Ethik zur Politik christlicher Staaten im allgemeinen und in einzelnen politischen Persönlichkeiten erinnert. Ferner ist die Behauptung, daß die moderne Schätzung selbständiger Persönlichkeiten gerade aus dem christlichen Gottesglauben hervorgegangen sei (S. 81), doch sehr anfechtbar: Die katholische, d. h. christliche, Kirche hat Jahrhunderte lang zu Gunsten ihrer Alleinherrschaft die Persönlichkeit geknechtet, und die auf antiker Grundlage beruhende Renaissance war es, die das Recht der Persönlichkeit wieder zur Geltung brachte und die damit auch auf den Protestantismus einwirkte. Am wenigsten glücklich erscheint der Verfasser, der Gott als „einheitliche Allheit geistig persönlichen Lebens" definiert (S. 92), in seinem Bestreben, die Klippe des Pantheismus zu umschiffen, wie denn überhaupt das Wirken Gottes in der Geschichte und damit das große Problem des Verhältnisses der Einzelpersönlichkeit zum „persönlichen Gott" gar nicht erörtert wird. Endlich geht der Verfasser allzu rasch zur Identifizierung seines — doch immerhin philosophischen — persönlichen Gottes mit dem „christlichen Gott" über, ohne doch genau zu sagen, was er eigentlich sich unter dem letzteren vorstellt und ohne die angesichts des Neuen Testaments doch kaum zu umgehende Wunderfrage auch nur mit einer Silbe zu streifen. Wenn er gar zum Schlusse eine Lanze für den „trinitarischen Gottesbegriff" bricht, von der (hiernach zu verstehenden) Offenbarung Gottes in dem persönlichen Leben Jesu Christi, von der Selbstmitteilung Gottes an die Gläubigen durch den heiligen Geist redet und in extremster Weise das (nicht näher definierte) Christentum als „die schlechthin absolute Religion" verficht, so hat er sich — offenbar infolge der Vernachlässigung der geschichtlichen Entwicklung des Christentums sowohl als der Menschheit überhaupt — recht weit von seinen verständigen und besonnenen Ausgangspunkten entfernt und der Leser urteilt ungern: „desinit in piscem mulier formosa superne." Indessen trotz dieser Ausstellungen stehen wir nicht an, die äußerst anregende und über eine Reihe wichtigster Probleme orientierende Schrift jedermann aufs angelegentlichste zu empfehlen, den die Frage beschäftigt: „welche Art von Gottesglauben läßt sich mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft vereinigen"?

Schwäbisch-Hall. Dr. W. Nestle.

Ethisches.

Nietzsche als Prophet. Dr. phil. A. Pfannkuche, Pastor in Osnabrück. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 171 vom 29. Juli 1902. Preis 50 ₰. (Reinertrag für die Lesehalle in Osnabrück). 15 S. Osnabrück, 1902. In Kommission der Rackhorstschen Buchhandlung.

Allen, die noch von einer blinden Voreingenommenheit gegen den Revolutionär unserer uns angezähmten und angezüchteten Gedankenwelt beherrscht sind, möchten wir dieses besonnene Votum über Nietzsches Bedeutung für unsere Zeit zur Lektüre empfehlen. Die kleine gedankenfeine und gedankenreiche Schrift ist aus einem vom Verfasser in Osnabrück gehaltenen Vortrag hervorgegangen. Pfannkuche bemüht sich, einem Nietzsche trotz aller Gegensätze, die ihn von dem „Antichristen" trennen, möglichst gerecht zu werden, indem er dazu anleitet, seine positive schriftstellerische Bedeutung als eine prophetische zu verstehen. Nietzsche sei weder reiner Philosoph, noch echter Dichter, am wenigsten Historiker. „Das Dichterische ist bei ihm nur Zugabe. . . . Im Dichter steckt der Prophet, der geistige Kraftmensch, der mit dem Strom prophetischer Leidenschaft seine Zeitgenossen aus dem Flachlande der trägen Gewohnheit und des Stumpfsinns herausreißen will, neuen Glauben predigend, neue Ziele weisend." Nach Ritschl ist Religion die Lösung des Widerspruchs, in welchem der Mensch einerseits als Teil der Naturwelt, andererseits als geistige Persönlichkeit sich findet mit dem Anspruch, die Natur zu beherrschen. „Indem Nietzsche die Lösung dieses Widerspruchs versucht, leistet er eine religiöse Aufgabe." Mag auch die Ritschlsche Definition eine einseitige sein, darin, daß Pfannkuche Nietzsche eine positiv-religiöse Bedeutung zuschreibt, stimme ich ihm vollkommen bei. Nur scheint mir der Versuch, aus dem dezidierten „Antichristen" einen verkappten Christen herauszuklügeln, zu weit zu gehen. Wenn wir ihm auch als Christen beistimmen müssen in seiner leidenschaftlichen Empörung gegen „die Moral der Heckenzäune", und in das berühmte Wort Christi: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! eine relative Anerkennung der von Nietzsche wieder in ihr Recht eingesetzten Selbstliebe hineindeuten können, so geht es doch nicht an, zu behaupten: „Der Nietzschesche Glaube ist ein verkümmerter, ein noch nicht voll zur Entfaltung gekommener christlicher Glaube. Seine Prophetie führt bis an die Pforte des reinen Christentums." Entschieden widersprechen aber muß ich dem Satz: „Er hat dieses nie gekannt." Im Gegenteil — er hat das Christentum nur zu gut gekannt und gerade sein Tiefblick in das wahre Wesen dieser geschichtlichen Erscheinung hinderte ihn, das als ihr Wesen anzuerkennen, was eine liberale Theologie zuletzt aus ihr herausdestilliert hat. Es ist der verhängnisvolle Irrtum so mancher liberaler Theologen, zu meinen, Nietzsche hätte sich freundlicher zum Christentum überhaupt stellen müssen, wenn er nur ihre Deutung desselben gekannt hätte. So von aller Wissenschaft verlassen war er denn doch nicht, aber er vermochte nicht anzuerkennen, daß man dem Wesen einer Sache näher kommt, je weiter man von ihrem Ursprung wegrückt. Steudel.

In den „Sozialen Streitfragen", die der unermüdliche Kämpfer für Bodenreform, Adolf Damaschke, herausgiebt, bespricht Professor Rein das Verhältnis von **Ethik und Volkswirtschaft.** (Heft XIII). Verlag von Harrwitz, Berlin. 50 ₰.

Aus ethischen Gründen wendet er sich gegen Kommunismus und individualistischen Liberalismus, um nach einigen allgemeinen Ausführungen über die Notwendigkeit, sittliche Forderungen an das volkswirtschaftliche Leben heranzutragen, besonders die Grundsätze der Bodenreform zu vertreten. Gesunde Bodenpolitik, gerechte Heranziehung der steuerpflichtigen Bürger, Durchführung der sozialen Gesetzgebung sind die drei Forderungen, die Rein von sozialethischem Standpunkt aus erhebt. Die prinzipielle Frage der Zusammenhänge zwischen Volkswirtschaft und Sittlichkeit und der Möglichkeit einer methodischen Behandlung werden nur oberflächlich berührt. Traub.

Dogmatisches.

Beten und moderner Mensch sein, wie sich das beides zusammen vereint. Von Günther Wohlfahrt. P. Waetzel, Freiburg i. B. und Leipzig, 1902. 176 Seiten.

Wenn lebhafte Phantasie, praktisches Verständnis der Heiligen Schrift, persönliche Begeisterung für das Predigtamt zur Lösung der schwierigen Frage der Bedeutung des Gebets im modernen Leben hinreichten, dann würde man vorliegender Schrift ein unbedingtes Lob spenden können. Leider fehlt es aber an einem wesentlichen Merkmal einer befriedigenden Antwort, nämlich einer wissenschaftlichen Klarheit über die grundlegenden Prinzipien. Weder ist deutlich gesagt, was der moderne Mensch von einem Gott verlangt, noch ist das Gebet selbst in gediegener Weise charakterisiert. Bedenklich scheint uns namentlich die Unklarheit darüber, an wen das Gebet sich richten soll. Unbedingte Notwendigkeit scheint uns die Klarheit darüber, daß das „Vater unser" das Mustergebet auch des modernen Menschen sein muß und die Anrede an Christus selbst als den Erlöser des Gebets eine Verleugnung des Monotheismus und Monismus ist. Das Tischgebet „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" wird Seite 63 so gedeutet, daß man Jesus als die neue Offenbarung des an die Welt sich hingebenden Gottesgeistes bezeichnet. Hier wird doch Christus einfach mit Gott identisch gesetzt, was jedem gesunden modernen Denken widerspricht. Es giebt so viele andere schöne Tischgebete, daß man über dieses hinaus sein sollte. Auch die soziale Seite der modernen Gebetsanschauung kommt nicht zu ihrem Rechte, wenn Seite 25 der Bedeutung der Arbeit nicht ihr Recht wird. Das Verhältnis des Gebets zur Arbeit wird nicht genügend charakterisiert, wenn von einer Überarbeit des modernen Geschlechts die Rede ist und die Arbeit als der Fluch der Gegenwart bezeichnet wird. Abgesehen von diesen Bedenken wird man die frisch geschriebene Broschüre empfehlen können. O. Fr.

Historische Theologie.

Ninive und Babylon. Von Professor Dr. C. Bezold. (Monographien zur Weltgeschichte, herausgegeben von Ed. Heyck. Band XVIII.) Mit 102 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing. Gebunden 4 ℳ.

Durch die Erörternng über „Babel und Bibel“ ist das allgemeinste Interesse der Gebildeten auf die Geschichte Altmesopotamiens und die von dort seit uralten Zeiten ausgegangenen geistigen Einflüsse hingelenkt worden. Um so willkommener wird es sein, wenn ein Gelehrter von allererster Zuständigkeit, Professor Bezold, der kürzlich im amtlichen englischen Auftrage die Erschließung umfänglicher neuer Keilschriftquellen des Britischen Museums vollendet hat, das Wort zu einer ganz objektiven, parteilos-sachlichen Darstellung der Geschichte und Kultur von Ninive und Babylon nimmt. Seine Arbeit bedeutet nicht bloß eine lebendig und gemeinverständlich geschriebene, höchst anschauliche Zusammenfassung der bisherigen Forschung, sondern hat dadurch noch einen ganz eigenen Wert, daß sie eine Menge wichtiger Neuergebnisse zum ersten Male zugänglich macht. Die Anlage des Werkes in 14 Kapiteln ist eine vortreffliche, ebenso die Ausstattung. Jeder, der den Beruf hat, in alttestamentlicher Geschichte zu unterrichten, wird nicht nur für sich an Heycks Werk einen trefflich orientierenden Führer schätzen lernen, sondern auch die vielen Abbildungen zur Veranschaulichung jener entlegenen Kultur für die Schüler mit großem Nutzen verwerten können. Ein alphabetisches Personen- und Ortsregister und eine Tabelle der babylonisch-assyrischen Geschichte erhöhen den praktischen Wert dieser zeitgemäßen „Monographien zur Weltgeschichte“.

Babyloniens Kultur und die Weltgeschichte. Ein Briefwechsel, veröffentlicht von Eduard König. Edwin Runge, Gr. Lichterfelde-Berlin. 42 S. 70 ₰.

Nicht nur veröffentlicht, sondern auch verfaßt, d. h. aber fingiert zu sein scheint dieser bisweilen aus Stil und Ton eines Briefverkehrs herausfallende Briefwechsel von dem Bonner Alttestamentler König. E. und K. tauschen darin ihre ablehnenden Meinungen aus über zwei Schriften Hugo Wincklers: „Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen“ (Leipzig, Hinrichs, 1902, 53 S., 80 ₰) und „Himmel- und Weltenbild der alten Babylonier“. Auffallenderweise wird an keiner Stelle der Verfasser selbst (Winckler) genannt, als ob derselbe todgeschwiegen werden sollte; dagegen werden die Vertreter entgegengesetzter Ansichten, die Gewährsmänner von E. (= Eduard?) und K. (= König?), mit vollem Namen angeführt. Der verdienstvolle Assyriologe Winckler muß sich vielmehr Bezeichnungen wie „Babylonikus“, „jener — dieser — Babylonikus“, „der Anwalt — der Wortführer — der Vertreter der babylonischen Kultur“, „der Vertreter Babyloniens“, „jener Interpret des ‚Himmels- und Weltenbilds der Babylonier‘“ gefallen lassen. Wenn auch nicht beleidigend, so sind diese Titel doch geeignet, den verdienstvollen Forscher in den Augen Unkundiger um seinen wissenschaftlichen Kredit zu bringen. Denn es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß die beiden Briefschreiber (oder deren Inspirator) eine gleich große respektvolle Angst vor dem Aussprechen des Namens Winckler gehabt haben, wie die Juden vor dem des Namens Jahve? — Glücklicherweise hält sich die Schrift fern von einer Beurteilung aus religiösen und theologischen Erwägungen; und mancher Einwand des Briefwechsels wird zu überlegen sein und kann zu einer vorsichtigeren Einschränkung und Korrektur mancher Einzelausführungen bei Winckler dienen; sind doch die von W. aufgewiesenen Beziehungen zwischen Babylon und z. T. noch heute bei uns bestehenden Anschauungen, Bräuchen, Ausdrucksweisen bisweilen reichlich zuversichtlich ausgesprochen, vielfach sehr gesucht und gekünstelt; allein in der Hauptsache — die erstaunliche Erweiterung unseres historischen Gesichtskreises, die Veränderung unserer Auffassung — nicht. Königs Einwände sind nicht nur nicht ausreichend, sondern geeignet, der in neuerer Zeit so emsig und erfolgreich aufstrebenden babylonischen Forschung und Wissenschaft schwere Hindernisse und ängstliche Bedenken in den Weg zu legen. Möchte dieser, von bedauerlicher Bedenklichkeit gegenüber neu erschlossenem Alten diktierte Briefwechsel, vielmehr zur eifrigen Beschäftigung mit derartigen Fragen, auch gerade mit Wincklers Schriften dienen; für eine derartig wirkende Anregung könnte man König dankbar sein; aber ob sie erfolgt? — G. Fr.

Dr. Alfred Jeremias. Im Kampfe um Babel und Bibel. Ein Wort zur Verständigung und Abwehr. Leipzig, Hinrichs, 1903. 38 S. 50 ₰.

Der Leipziger Pfarrer Dr. Jeremias nimmt in dieser lehrreichen, sachkundigen Schrift Stellung zu dem besonders um Delitzsch' „Babel und Bibel“ und um Wincklers Schriften entbrannten Streite, den besonders von theologischer Seite der als Meister in seinem Gebiete von Jeremias voll gewürdigte Bonner Professor Ed. König geführt hat. J. weist ihm einige Mißverständnisse bezüglich keilinschriftlicher Zeichen und einiger Äußerungen seiner Gegner nach, lehnt die von König ins Feld geführten Gewährsmänner aus stichhaltigen Gründen, zum Teil aus deren eigenen Schriften, ab, während er mit König zusammen den Vorrang und unverlierbaren Wert der Bibel behauptet, für deren religionsgeschichtliche Prärogative die Ausgrabungen am Euphrat nie zur Totengräberarbeit werden können. Er nimmt auch Stellung zu den von Vertretern der historisch-kritischen Forschung des Alten Testaments (Budde, Jensen) erhobenen Einwänden, deren „kunstvollem Gebäude gegenüber, das die mit den Namen Wallhausen-Stade gekennzeichnete Schule errichtet hat“, der neue Bau drohend gegenübersteht, zu dem Babylon die Grund- und Bausteine zu liefern begonnen hat. Er will lieber von einer „altorientalischen Anschauung“ statt von einer „babylonischen“ reden, um Mißverständnissen vorzubeugen. Wie die erste Abhandlung „Der alte Orient und die alttestamentliche Wissenschaft“ gegen Königs „Bibel und Babel“, so ist die zweite „Der ‚Panbabylonismus‘ und seine Widersacher“ gegen Königs „Babyloniens Kultur und die Weltgeschichte“ gerichtet. Jeremias tritt mit frohem Optimismus — auch in Bezug auf die nur dadurch gewinnende Auffassung und Wertung des Alten Testaments — für die babylonische Kultur und den vielgeschmähten „Babylonikus“ (=Winkler) ein in der im „Schlußwort“ ausgesprochenen Zuversicht „Jetzt lichtet sich die Welt rings um Kanaan her. — — — Hier kann die Keilschriftforschung wichtige Hilfsdienste thun für das Verständnis der Bibel. Das unvergängliche Kleinod, das Israel besitzt, wird in solcher Umgebung nur um so heller leuchten und auch die fides humana, auf die das einzigartige Litteraturbuch Anspruch hat, wird die Feuerprobe bestehen.“ Diese Schrift dient so thatsächlich der „Verständigung“, und das wahrheitskühne Motto 2. Cor. 13, V. 8 steht nicht nur auf dem Titelblatt, sondern hat den ganzen Inhalt durchdrungen, und das ist doch wohl die beste Empfehlung! G. Fr.

Jesus und seine Predigt. Vorträge für Gebildete von Erich von Schrenk. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1902. 12 Bogen. 234 S. kl. 8°. Geh. *M.* 2,40, geb. *M.* 3,20.

Der Verfasser, Magister der Theologie in Riga, will durch diese Vorträge, die er im Jahre 1899 in Riga vor gebildeten Laien gehalten hat und in vorliegendem, geschmackvoll ausgestattetem Buch weiteren gebildeten Laienkreisen in dankenswerter Weise zugänglich machen will, Laien in die Predigt Jesu einführen. Das Buch vermeidet allen unnötigen Ballast an Litteraturangaben und Schriftzitaten und beruht gleichwohl auf der theologischen Forschung unserer Zeit, insbesondere der Professoren Bousset, H. Holtzmann und Schürer. Bei Auswahl und Verarbeitung des Stoffes hat er die Bedürfnisse und Interessen des Laien im Auge. Das Erscheinen des viel besprochenen und viel umstrittenen Harnackschen Büchleins: „Das Wesen des Christentums“, hielt den Verfasser nicht ab, seine Vorträge zu veröffentlichen, da er glaubte, es könne nicht unberechtigt sein, in so manche Probleme, die Harnack bloß hatte streifen können, näher einzuführen. Die Themata der einzelnen Vorträge gewähren einen Einblick in die Art der Behandlung des generellen Stoffes. Nach einer Einleitung, resp. einleitendem Vortrage über die Aufgabe und die Mittel zu ihrer Lösung und über die Vorgeschichte behandelt der Autor in den folgenden acht Vorträgen: 1) Gesamtcharakter der Predigt Jesu; 2) die Gottesherrschaft; 3) Gott und Mensch; 4) Gesetz und sittliches Ideal; 5) Sozial-ethische Probleme; 6) Messiasbewußtsein und Messiasnachfolge; 7) Der Blick in die Vollendung; 8) Rückblick und Ausblick. Den einzelnen Vorträgen schickt er je einen gutgewählten Spruch aus Goethe oder Schiller oder Lessing oder Herder voraus. Der Standpunkt ist ein gesunder, fern von orthodoxer Engherzigkeit; die Sprache läuft angenehm fließend dahin, der Stil ist fein. Die Synoptrker bieten dem Verfasser die ächte Predigt Jesu. Dagegen findet er, daß „ein Jesus, der abwechselnd in der Weise von Matth. 5—7 und in der von Joh. 14—16 predigt, eine psychologische Unmöglichkeit ist“. — „Jesu und seiner Jünger Gottessohnschaft ist ihrem Wesen nach verwandt“ — als gleich gilt sie dem Verfasser nicht: Die Jünger sollen erst Söhne Gottes werden. Jesus aber ist schlechthin der Sohn. Jesus sprach nie bezüglich Gottes „von unserm Vater“. Wir haben keine Zeugnisse, daß Jesus das Vaterunser gemeinschaftlich mit seinen Jüngern gebetet. Aber ein Anspruch auf Gottesgleichheit, kein Bewußtsein von Präexistenz, tritt in der Predigt Jesu hervor. Jesus empfand seinen Tod als eine Notwendigkeit, aber nicht deutlich unter dem Gesichtspunkte des Martyriums und der einem Martyrium eignenden Kraft. Er ist der Gipfelpunkt dienender Liebe; aber war er auch eine Sühne? Der sagt hierüber: „man hüte sich davor, zu modernisieren. Wenn Jesus von Autor einem Lösegeld geredet hat, so können wir von dem Gedanken der Stellvertretung — so es noch so allgemein gefaßt — nicht loskommen.“ — Das Abendmahl ist ein „Erinnerungsmahl“ an den in den Tod gehenden Meister. „Daß Jesus, der leibhaft vor den Jüngern stand, gemeint haben soll, Brot und Wein könnten sein Fleisch und Blut sein, das ist eine Auslegung, die so wenig mit dem historisch Vorstellbaren rechnet, die so sehr von der thatsächlichen Situation absieht und sich an die Worte klammert, daß wir füglich uns nicht mit ihr auseinanderzusetzen brauchen.“ — Der Autor glaubt, daß Jesus seine Auferstehung am dritten Tage vorhergesagt habe und sucht diese Vorstellung Jesu zu erklären aus dem jüdischen Glauben an die Auferstehung, ohne welche ein Fortleben dem Juden undenkbar war. Es ist ein fühlbarer Mangel, daß der Autor hierüber sich so unklar und dürftig ausgesprochen und zu dem Auferstehungsproblem keine klippe und klare Stellung genommen hat. Dagegen wirkt der Schluß um so versöhnender. Dem Büchlein braucht man wohl keine weite Verbreitung zu wünschen, es wird sie sich von selbst verschaffen.

Dr. Schieler.

Die Geburtsgeschichte Jesu Christi von Prof. Dr. Wilhelm Soltau. Leipzig 1902. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Theodor Weicher. 43 S. 75 ₰.

Der Verfasser hat in der vorliegenden, sehr lesenswerten Studie den Nachweis dafür erbracht, daß die Erzählungen von der Geburt Jesu, wie sie sich in den ersten Kapiteln des Matthäus und Lukas finden, zwar hohen dichterischen Wert besitzen, aber keineswegs als historische Berichte gelten können. Jesus ist in Nazareth geboren als ehelicher Sohn des Tischlers Josef und seiner Frau Maria. Gegen die „jungfräuliche“ Geburt in Bethlehem streitet alles, was die Evangelien selbst später über Jesus berichten, ebenso wie das, was Paulus und die Apostelgeschichte über ihn wissen. Der Ausgangspunkt für die üppige Legendenbildung waren einerseits Prophetenworte wie Micha 5, 1, andererseits sind heidnische Vorbilder bestimmend gewesen, so für die Sage von der Erzeugung Jesu durch den heiligen Geist, den Lobgesang der Engel und den Zug der Magier. Die dahingehörenden, vor kurzem entdeckten Inschriftenfunde in Klein-Asien sind als Anhang beigefügt. Soltau schließt seine ebenso interessante wie überzeugende Untersuchung mit den Worten: „Wer noch weiterhin fordert, daß ein evangelischer Christ glauben solle an die Worte „Empfangen von dem heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria“, der macht sich wissentlich zum Mitschuldigen an einer Sünde wider den heiligen Geist des wahren Evangeliums, wie es die Apostel und ihre Schüler im apostolischen Zeitalter uns überliefert haben.“

Dehlingen (U.-Els.) Emil Felden.

D. Oscar Holtzmann. Religionsgeschichtliche Vorträge. I. Israel und die Propheten. II. Das jüdische Gesetz. III. Das Jahrhundert Jesu Christi. IV. Jesus Christus. V. Die Eroberung der Welt durch die Kirche. VI. Das Evangelium und die Konfessionen. Gießen. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann) 1902. 177 S.

Daß für die Popularisierung der gesicherten Ergebnisse der theologischen Wissenschaft gar nicht genug geschehen kann, das steht fest. Und als einen wohlgemeinten Beitrag dazu begrüßen wir auch diese Schrift. Die drei ersten Vorträge geben eine ganz vorzügliche Übersicht über die religionsgeschichtliche Entwicklung bis zur Entstehung des Neuen Testaments. Besonders der dritte Vortrag, der ein vom Verfasser selbständig bearbeitetes Gebiet behandelt, bringt eine Fülle interessanten Thatsachenmaterials, das nicht nur dem Laien sondern auch manchem Theologen neu und überraschend sein dürfte. „Um die Wende unserer Zeitrechnung — heißt es da am Schlusse — waren alle Vorbedingungen gegeben, daß aus dem Schoße des Judentums eine Weltreligion sich erhebe.“ Wenn dem so ist, so fragt es sich doch, ob der uns nur aus legendarischen Berichten bekannten Persönlichkeit Jesu eine so eminent neuschöpferische Bedeutung zugesprochen werden darf, wie es Verfasser im Anschluß an die Theologie unserer Zeit zu thun scheint. Und eines — grade das wichtigste und entscheidendste — ist ihm jedenfalls *nicht* gelungen, ja er hat es nicht einmal versucht: den kausalen Zusammenhang nachzuweisen, der nur aus der Nachwirkung der historischen Person Jesu die Entstehung des in den christlichen Gemeinden des ersten Jahrhunderts lebendigen Glaubens begreiflich erscheinen läßt: Die Jünger des historischen Jesus hatten ja nach H. gar nicht von diesem die Anregung empfangen, in alle Welt hinauszuziehen. Es soll lange Zeit gebraucht haben, bis diese ihre Mission ihnen zum Bewußtsein kam. Und wenn man „im Kreise Jesu selbst von jüdischer Sitte nur das beseitigt hatte, was unmittelbar der neuen Frömmigkeit hinderlich zu sein schien“, wie kommt es doch, daß man in Antiochia auf einmal sich *gänzlich* vom jüdischen Gesetz emanzipieren konnte, ohne darum weniger ein Jünger des Galiläers zu sein, der gesagt hatte: „Alles was die Pharisäer sagen, das ihr halten sollet, das haltet?“ Ich hätte eine Antwort auf diese Fragen, aber ich will sie hier unterdrücken. — Lassen wir das auf sich beruhen, so stellen sich jedenfalls die zwei letzten Vorträge den drei ersten, was den Wert trefflicher und zuverlässiger Orientierung über eine so weite Spanne geschichtlicher Entwicklung betrifft, ebenbürtig zur Seite. — Den dogmatischen Standpunkt des Verf. möge folgender Satz kennzeichnen: „Wer von Jesus beides empfängt, das höchste Gesetz und den unerschütterlichen Halt in Kämpfen und Stürmen der Welt, dem ist damit Jesus zum Heiland und zum Versöhner geworden: er weiß, daß selbst seine Schuld ihn nicht von Gott losreißt. Da fließt ihm die Gestalt Jesu notwendig mit dem Bilde seines *Gottes* zusammen!“ *Steudel.*

Leitfaden zur Geschichte der christlichen Kirche. Für den Konfirmationsunterricht zusammengestellt von *Ernst Baars*, Pastor zu Vegesack. 39 Seiten. Preis 50 ₰. Vegesack 1901. Druck und Kommissionsverlag von J. F. Rohr.

Ein handlicher, nicht zu ausführlicher und doch auch wieder nicht zu knapper Abriß der Kirchengeschichte hat uns schon lange gefehlt. Baars ist es trefflich gelungen, dem vorhandenen Bedürfnis zu genügen. Nur komprimiert er fast zu viel Stoff auf den engen Raum. Es fragt sich, wie er das Büchlein benutzt wissen will. Gewiß soll das meiste von dem, was er da in kurzen Daten andeutet, im Unterricht erwähnt und besprochen werden, aber daß das alles auch im Gedächtnis seiner Konfirmanden festsitzen soll, wird er wohl schwerlich verlangen. Man kann in dieser Richtung nicht bescheiden genug werden mit seinen Ansprüchen. Für eine zweite Auflage wäre also zu wünschen, daß zwischen dem, was der Schüler unbedingt wissen muß und dem, was er sich nur auf Grund des Unterrichts zu Hause mittels der Daten des Leitfadens noch einmal ins Gedächtnis rufen soll, durch verschiedenen Druck unterschieden wird. Das so herausgehobene Gerippe würde dann auch zur Grundlage für anzustellende Repitionen dienen können.

Die Dogmengeschichte, die doch für ein Verständnis der römischen und protestantischen Kirchenlehre von höchster Bedeutung ist, scheint mir in dem Leitfaden etwas zu knapp weggekommen zu sein. Es müßte hier gezeigt werden, daß die Geschichte der Ketzerei stets die Geschichte der sich bahnbrechenden Wahrheit gewesen ist. Dann hätten auch die Sozinianer nicht mit Stillschweigen übergangen werden können. Zu Gunsten einer breiteren Behandlung der Lehrentwicklung würde ich gern auf diese und jene Notiz verzichten. Aber die blutige Christianisierung der Sachsen unter Karl d. Gr. sollte nicht unerwähnt bleiben und ausdrücklich betont müßte werden, daß Luthers Eintritt in die Ehe eine reformatorische *That* bedeutete. Daß Verfasser an der Historizität der Pfingsterzählung („Gründungstag der ersten Gemeinde durch die Apostel von Jerusalem“) festhält, wunderte mich. Sehr nützlich für die Praxis sind die 8 Anhänge: Apostolikum. Auszug aus den Ablaß-Thesen. Luthers Bekenntnis zu Worms. Aus der Augustana. Aus Speners Desiderien. Unionsaufruf Friedrich Wilhelm III. Aus den Satzungen des Protestantenvereins. Aus der Kirchengeschichte Bremens. Auch außerhalb Bremens wünsche ich dem so braucharen Büchlein weiteste Verbreitung. *Steudel.*

„Am Anfang des Jahrhunderts“, Preis pro Heft 30 ₰, Verlag Aufklärung, Berlin W, 35,

ist der Titel einer Broschürenserie, die der rührige Verlag Aufklärung in Berlin herausgiebt. Dieselbe will in zwanglosen Heften, deren jedes circa 64 Seiten umfaßt, das Gesamtwissen der heutigen Menschheit in populärer Form zur Darstellung bringen. Kein Gebiet bleibt unbearbeitet: Natur- und Geschichtswissenschaft, Gesellschaftswissenschaft, Arbeiterbewegung und Militarismus, Polizei und Kirche, Medizin und Hygiene, Weltwirtschaft, Nationalismus und Internationalismus, Litteratur, Humor und Satire, Liebe und Liebesleben usw. finden in gleicher Weise ihre berufenen Bearbeiter. Die einzelnen Gegenstände sind von wirklichen Fachleuten bearbeitet. Es seien unter den Autoren der bis jetzt erschienenen acht Broschüren nur genannt: Prof. *Franz von Liszt*, der berühmte Strafrechtslehrer, *Eduard Bernstein*, der sozialistische Theoretiker, Dr. *Alfred Blaschko*, einer unserer ersten Dermatologen, der Astronom und Ethiker Prof. *Wilhelm Förster*, die Reichstagsabgeordneten und Nationalökonomen *Richard Calwer* und *Max Schipppel*, ferner *Henry van der Velde*, der Schöpfer des modernen Kunstgewerbes, *Therese Schlesinger-Eckstein*, die Führerin der österreichischen Frauenbewegung u. a. m.

So erhalten wir in den kleinen Heftchen, die auch äußerlich gefällig ausgestattet sind und die auch, wo der Stoff es erheischt, Abbildungen im Text bringen, eine Fülle des Wissens, das das verflossene Jahrhundert uns gebracht und das bei der zunehmenden Spezialisierung aller Berufe und Disziplinen doch den meisten sehr oberflächlich oder nur in Schlagworten bekannt ist. Unter den verschiedenen Bearbeitungen, in welchen die Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts in alle Verzweigungen und Verästelungen hinein besprochen wird, interessiert hier vor allem des früheren Pfarrers Paul Göhres Arbeit: „Die Kirche im neunzehnten Jahrhundert“ (Heft 5). Göhre ist kein Freund der Kirche mehr: Wie er in der katholischen und ihrem nachweisbar gewaltigen Zuwachs an Macht und Ansehen während des neunzehnten Jahrhunderts eine Gefahr erblickt, so betrachtet er auch die mit und neben der römischen erstarkende und in stetiger Uniformierungstendenz begriffene protestantische nur als eine an Bedeutung nicht zu unterschätzende Stütze der Reaktion. Von einer Trennung der Kirche vom Staat verspricht er sich gar nichts Gutes. „Sollte durch irgend eine große politische Umwälzung die Forderung der Sozialdemokratie auf volle Trennnng der Kirche vom Staat erreicht werden, so ist es sicher, daß gerade dann, und dann erst recht, ... die Kirche die Macht wiedergewinnt, ja vielleicht noch mehr Macht und Kraft dazu gewinnt, als sie auf der andern Seite durch jene Trennung verlieren müßte.“ — Aus Leo XII. (1823—1829) macht *Göhre* hartnäckig einen Leo X. (Zeitalter der Reformation!). Fr. St.

Gegen Rom.

Papst Leo XIII. vor dem Richterstuhl Christi. Von *Gottfried Schwarz*, Herausgeber des „Banner der Freiheit.“ Dresden. Friedrich Jacobis Verlag. 1902. 48 S.

Vor Christi Richterstuhl zitiert vorliegendes scharfes und scharfsinniges Schriftchen römische Kirche und Papsttum, letzteres besonders in der Person Leos XIII., als antichristliche Mächte. Während Christus sein Leben gelassen hat, um die Religion des *Geistes* und der *Freiheit* zu schaffen, geht das ganze Arbeiten und Streben des Romanismus darauf aus, Geist und Freiheit zu unterdrücken. Die Untersuchung mündet in folgende Sätze aus: „Leo XIII. ist der unheiligste aller Menschen; seine Gesinnung ist die größte Gottlosigkeit, seine Thaten sind schlimmer als die irgend eines lebenden Menschen.“ — „Papst Leo XIII. ist der Heger, Pfleger und Erzeuger alles Bösen auf Erden.“ — „Papst Leo XIII. ist kein heiliger Vater. Nein! er ist es, welcher das geistige und leibliche Leben der Menschheit im Keime zerstört.“ Bekanntlich hat man sich im römischen Lager mit einer Widerlegung der Schrift nicht aufgehalten. Der Erzbischof von Freiburg hat einen bequemeren Weg gewählt: er rief nach dem Staatsanwalt und dieser gehorchte! *Emil Felden.*

Die Wartburg. Deutsch-evangelische Wochenschrift. Herausgeber: Superintendent Meyer in Zwickau für das Deutsche Reich. Reichsratsabgeordneter Dr. Eisenkolb für Österreich. Schriftleiter: Pfarrer Eckardt in Windischleuba für Deutschland. Vikar Fr. Hochstetter in Stainz (Steiermark) für Österreich. Preis vierteljährlich 1 *M.* Deutsche Postzeitungsliste Nr. 7949a. Verlag J. F. Lehmann, München, Heustraße 20.

Die Wartburg, das Organ der Los von Rom-Bewegung, beginnt soeben ihren zweiten Jahrgang. Das Blatt stellt sich die Aufgabe, das deutsche Volk und die Regierungen in einer Zeit, wo es als höchste Weisheit gilt, in Ehrfurcht vor einem Römer den Rücken zu beugen, auf die furchtbare Gefahr aufmerksam zu machen, die uns durch den immer kühner und rücksichtsloser nach politischer Macht strebenden Ultramontanismus erwächst. Wer sich über das Fortschreiten der evangelischen Bewegung auf der ganzen Welt unterrichten, wer die Triebkräfte des Ultramontanismus und die wahren Absichten des politischen Katholizismus kennen lernen, die geschichtliche Entwicklung der Reformbewegung erfassen will, dem können wir das Abonnement der Wartburg bestens empfehlen.

Goethe und das kirchliche Rom zum 28. August 1902. *Historisch-politische Abhandlung* von Dr. Arthur Böhtlingk. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H., 1902. 30 S. 50 ₰.

Zu der reichen Litteratur über Gtoehes Verhältnis zum Christentum und Kirche liefert diese Broschüre des fruchtbaren Karlsruher Schriftstellers und mutigen Vorkämpfers gegen die römische Gefahr einen wertvollen Beitrag. Einem Goethe lag zwar sein Leben lang nichts ferner als konfessionelle Polemik. Wer daher die alte Wahrheit neu erhärten will, daß an diesem urdeutschen Genius jeder Zoll ein Protestant war, der wird immer ein Bild von Goethes religiöser Stellung überhaupt geben müssen. So auch hier. Und darin liegt auch der Wert der Schrift. Nur beweisen zu wollen, daß der feinste Geist unter den Deutschen kein Freund römischen Wesens gewesen ist, hieße ja Eulen nach Athen tragen. St.

Homiletisches.

Religion im Alltagsleben von *Albert Bitzius*, seiner Zeit Pfarrer in Twann, hernach bernischem Regierungsrat. Predigten. Siebenter Band. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers und einer Ansicht von Twann. Bern. Verlag von A. Francke, vorm. Schmidt & Francke. 1903. 408 und XVI. und 13 Seiten.

Um den einstigen Pfarrer einer kleinen schweizerischen Landgemeinde Albert Bitzius hat sich nach seinem Tode allmählich eine unabsehbare Gemeinde dankbarer Schüler gesammelt und dem treuen Fleiß, den er auf seine Predigten verwandte, nachträglich die Anerkennung zu Teil werden lassen, welche die mit einem solchen Prediger begnadeten Twanner leider vermissen ließen. Die Herausgabe einer neuen Sammlung seiner in unseren Kreisen längst rühmlichst bekannten Predigten bedarf daher keiner besonderen Empfehlung mehr. Der Titel läßt erkennen, unter welchem Gesichtspunkt diese neueste und hoffentlich nicht letzte Sammlung zusammengestellt ist. Er deutet zugleich die Eigenart an, die alle Predigten eines Bitzius auszeichnet. Aus den 50 Nummern erwähnen wir folgende Gruppen: Neben den Festpredigten finden wir hier fünf Predigten über die „Weisheit der Bibel", vier über die „Grundsätze der Reformation", sechs über Joseph, fünf über „Christentum und Judentum", sieben über die Seligpreisungen und noch eine Reihe gemischten Inhalts. Im Vorwort beschenkt uns der Herausgeber E. Hegg, Gymnasiallehrer in Bern, mit einer 10 Seiten umfassenden Biographie des Autors. Am Schluß des Bandes ist angefügt ein Sach- und Textregister des 7. Bandes und ein solches über Band I—VI.

Gust. Frenssen, Dorfpredigten. Gesamtausgabe. Vandenhoeck & Ruprecht, 1902. Geb. 6,50 ℳ.

Die bisher in drei Einzelbänden in mehreren Auflagen erschienenen Predigten haben schon großen Beifall gefunden, ehe ihr Verfasser als Dichter des „Jörn Uhl" bekannt geworden ist. Der Ruhm, den F. durch diesen Roman errungen hat, wird gewiß seinen Predigten noch mehr Leser gewinnen: sie verdienen's in vollstem Maße. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man diese Predigten zu den bedeutsamsten Erscheinungen der gesamten Predigtlitteratur der letzten Jahrzehnte rechnet. Am ersten lassen sich dieselben mit denen von Bitzius und Naumann vergleichen, hinsichtlich der Eigenart, die alten Glaubensgedanken aus der Tiefe eines reichen Innenlebens heraus gewissermaßen neu zu denken. Aber bei F. ist dieses Denken zugleich dichterisches Schauen, in jener glücklichen Verbindung beider, in welcher der Gedanke unmittelbar zugleich in einer schönen Form in das Bewußtsein eintritt, ohne daß diese erst gesucht zu werden braucht. So ist denn bei F. die ganze Gedankenentwicklung von einer unversiegbaren poetischen Kraft getragen und bestimmt, die so stark ist, daß sich nirgends bloße schöne Worte ohne wirklichen Gedankengehalt finden. Nirgends etwas Gemachtes; alles schlicht und einfach, und doch so tief und wahr, und darum so überzeugend und gewinnend. Nirgends ein trockener Lehrton; überall Leben, eine wunderbare Anschaulichkeit, die durchgehend über eine Fülle von treffenden Bildern und Gleichnissen aus Natur und Leben, über einen Reichtum von packenden Beispielen verfügt, wie man es selten finden mag. „Dorfpredigten" konnte man sie nur nennen, weil sie den Erdgeruch ewig frischer Natürlichkeit atmen, der gleichermaßen das Volk wie die Gebildeten erhebt, und auch die der Kirche Entfremdeten zu gewinnen im stande ist. Und für Pfarrer ist dieses Predigtbuch ein wahrer Jungbrunnen, die Seele zu erfrischen und zu neuem Schaffen zu befruchten.

„Aus dem Universitäts-Gottesdienste". — Predigten von D. Hermann Schultz. Von Advent bis Himmelfahrt. — Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1902. Geh. 2,80 ℳ, geb. 3,60 ℳ.

„Denkende Christen zu stärken und zu erbauen" ist der Zweck dieser Predigten. So spricht's der Verfasser selbst im Vorwort aus. Diesen Zweck erfüllen sie vollauf. Frei von allem Dogmatismus bieten sie Brot für jeden Gebildeten, er sei Laie oder Theologe. Sie zeugen von der persönlichen Frömmigkeit eines Mannes, der mitten in den theologischen Stürmen der Neuzeit den rechten Weg zur Erbauung gefunden, der es versteht, aus Gottes Brunnen zu schöpfen, ohne sich von irgend einer theologischen Richtung in den Arm greifen zu lassen. Gerade der letzterwähnte Umstand macht die dargebotenen Predigten ganz besonders wertvoll und verpflichtet vornehmlich auch die berufenen Verkündiger des Worts dem Verfasser für die Herausgabe seines Büchleins zu ganz besonderem Dank. Mit Freude ist es zu begrüßen, daß die Predigten bereits die weiteste Verbreitung gefunden haben, ebenso auch, daß eine zweite Sammlung, welche die zweite Hälfte des Kirchenjahres umfaßt, in nicht zu langer Zeit folgen soll.
Lillie.

„Wenn ihr Mich kennetet —". Vorträge für Gebildete von P. Blau. Hofprediger in Wernigerode. Berlin, Trowitzsch & S. 1903. 180 Seiten.

Unter dem gemeinsamen Titel „Wenn ihr Mich kennetet—" hat der Verfasser, vormals Pastor am K. Augustahospital in Berlin, jetzt Hofprediger in Wernigerode, seine früher einzeln erschienenen Vortragsserien „Das Ebenbild Gottes; Die Seele und ihr Heil; Sehet, welch ein Mensch;" zusammengefaßt und so von neuem herausgegeben. Jede Vortragsserie enthält wieder drei Nummern. In der ersten beschäftigt sich der Verfasser mit dem Rätsel des Menschen: „was ist der Mensch?" — um darnach die Frage aufzuwerfen: „wozu sind wir in der Welt?" und schließlich das höchste Ziel und die letzte Antwort zu finden in dem Idealmenschen Christus, in welchem das Menschheitsideal zur Wirklichkeit geworden. In der zweiten Vortragstrilogie (der Zwiespalt des Willens und die sittliche Kraft; Pilatusseelen; Friede sei mit euch!) werden drei tiefe Schäden unsrer Zeit aufgedeckt, von denen der Seele Unheil droht: sittliche Energielosigkeit, verstandeskühler Skeptizismus, trostloser Pessimismus. Demgegenüber gewinne die Seele durch Christum ihr Heil; bei ihr empfange sie statt der Schlaffheit sittliche Kraft, statt des Zweifels Wahrheit, statt der Zerrissenheit Frieden. In dem letzten Zyklus beleuchtet der Verfasser die Einzigartigkeit der Person Jesu. Den Heroen der Menschheit stellt er den Heiland der Welt gegenüber. Er erst hat für uns eine wirkliche Beziehung zu Gott hergestellt, darin besteht seine eigentlichste Mission. Diese Mission auszuführen aber habe nur er vermocht, weil in ihm wie noch nie zuvor Gottheit und Menschheit in Einem vereint gewesen. Darum habe auch die gläubige Gemeinde vor ihm noch immer einzustimmen in das Thomasbekenntnis: „Mein Herr und mein Gott." Ersichtlich tritt in diesem Schlußvortrag der dogmatische Standpunkt des Verfassers am deutlichsten hervor. Mag man aber auch darüber denken wie man will, so sind doch die schon früher hier gerühmten Vorzüge der Blauschen Darstellungsweise anzuerkennen. — Oberhofprediger Dryander hat ein empfehlendes Vorwort vorausgeschickt. Als Muster einer christlichen Apologetik für die Gebildeten in der Gemeinde begrüßt er die vorliegenden Vorträge aufs wärmste.

Apolda. H. Freytag.

Belletristik.

Weltgift. Roman von Peter Rosegger. Leipzig. L. Staackmann. 1903. Broschiert 4 ℳ, gebunden 5 ℳ.

Die Schriften des Waldpoeten aus Steiermark sind vielen Lesern unseres Blattes längst bekannt, und wir haben wiederholt auf ihren reichen Inhalt und ihre ansprechende Form hingewiesen. Diesmal bietet uns der Schriftsteller einen Roman, der durch seinen Titel seine Richtung andeutet. Das sind nicht die weltentlegenen Bauernhöfe, die einfachen, treuherzigen, knorrigen Leute, die alten, frommen Sitten, die der Verfasser sonst so meisterhaft schildert, sondern das ist der Kampf der Einfalt mit der Bildung und Überbildung, der Ehrlichkeit mit der Gewissenlosigkeit, der Bedürfnislosigkeit mit der schrankenlosen Genußgier, des Bauerntums mit dem Fabrikwesen, der Herzensreinheit mit der sittlichen Fäulnis. Im Mittelpunkte der Handlung und des Leidens schwebt eine Menschenseele, von den modernen Weltgiften der Zweifelsucht, der Selbstüberschätzung, der Frivolität, der Gottentfremdung angefressen, in unablässigen Anläufen zur Selbstaufraffung sich verzehrend, von anderen betrogen und verraten, in sich selbst haltlos, siech bis ins Mark, nicht ohne Liebe und Treue von außen, aber ohne heilende rettende, erlösende Kräfte von innen, — ein absonderlicher und doch hundertfach wiederholter Typus der Opfer unserer gährenden, friedlosen, unbarmherzigen Zeit. Durch diese Gegensätze, Gewissenskämpfe, Katastrophen, Resignationen nötigt der Roman dem Leser lebhafte innere Teilnahme ab, ohne ihn zur Höhe harmonischer Versöhnung empor zu tragen. Der Eindruck ungleichartiger Behandlung der Entwickelungsstufen des Helden, der vielmehr ein Märtyrer ist, beeinträchtigt den künstlerischen Genuß am Ganzen: neben glänzenden, psychologisch vollendeten Darstellungen finden sich flachere, ödere Partieen, durch die uns der Dichter, des Gebietes nicht völlig mächtig, nur tastend und unsicher führt. Auch der früher so spiegelblanke, herzlachende Humor Roseggers ist vom grämlicheren Ernst der zunehmenden Jahre nicht ungetrübt geblieben. Trotz dieser nebensächlichen kleineren Ausstellungen dürfen wir dem bewährten Dichter und Volksfreunde für die neue Frucht seines unermüdlichen Geistes aufrichtig dankbar sein.
W. Sonntag.

Der Marienmaler. Novelle aus dem XVI. Jahrhundert von Alfred Niedermann. (H. Haessels Verlag, Leipzig.)

Der Altmeister der historischen Novelle, Konrad Ferdinand Meyer, hat uns in seinem „Jürg Jenatsch" eine Darstellung von Glaubenskämpfen geschenkt, die in ihrer Kraft und Plastik unerreicht dasteht. Auch die vorliegende Novelle, deren Verfasser sichtbarlich in den Spuren K. F. Meyers schreitet, schildert solche Glaubenskämpfe, denen ein starkes, ehrenfestes Bauerngeschlecht zum Opfer fällt. Mit Hinterlist und Tücke werden die Bekenner der Zwinglischen Lehre von den katholischen Urkantonen in die Falle gelockt und der große Reformator selbst kann sie gegen die rohe Gewaltthätigkeit der Päpstlichen nicht schützen, sie werden hingerichtet. Der Marienmaler wird angesichts dieser Greuel aus einem starren Katholiken Anhänger der neuen Lehre und heiratet die längst geliebte Tochter des rechtlos Hingemordeten. —

Während im Anfang die Darstellung oft der Plastik entbehrt und der Stil manche Sonderbarkeiten aufweist, erhebt sich der Verfasser im Laufe der Erzählung zu imposanter Höhe und der Schluß ist wahrhaft ergreifend. Alles in allem ein Werk, das bestens empfohlen werden darf.

Verschiedenes.

Kunstgeschichte im Grundriß. Von Magdalene von Broecker. Fünfte neubearbeitete Auflage von Rich. Bürkner. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1902. 256 S. gr. 8°. Mit 123 Abbildgn. Geb. 3,50 ℳ, fein 4 ℳ.

Es wird wohl kaum eine Kunstgeschichte geben, die der schwierigen Aufgabe, einen reichen Stoff auf so knappem Raum zu bewältigen, in so meisterhafter Weise gerecht geworden ist, wie dieses Buch. „Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß" ist dasselbe dargeboten, und in der That dürfte hier alles zu finden sein, was für die allgemeine Bildung im Durchschnitt wünschenswert erscheint. Die Fertigkeit der Verfasserin ist erstaunlich, mit wenigen Strichen eine Kunstepoche, eine Statue, ein Gemälde zu charakterisieren und überall das Hauptsächliche, für die Beurteilung in Betracht kommende hervorzuheben, so daß man einen wirklichen Begriff von der Sache bekommt. Bei aller Knappheit des Ausdrucks ist doch der Rätselton der kleinen Kompendien vermieden, der in seiner Kürze so oft kein klares Bild ergiebt. Und dabei ein glänzender Stil, eine fließende Darstellung, die sich an manchen Stellen zu dichterischem Schwung erhebt und vielfach etwas Hinreißendes hat: so ist diese Kunstgeschichte in einer Art und Weise geschrieben, die selber wieder eine Kunst zu nennen ist, und die das Buch nach Form und Inhalt auf das wärmste durch sich selbst empfiehlt.
Dr. A.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.